

Schreibwettbewerb 2022/23

Kollegium Spiritus Sanctus Brig

Klassement des Schreibwettbewerbs 2022/23

Kategorie A

Förderpreis: Eiszeit Thierry Andenmatten, 1A

Kategorie B

1. Preis (ex aequo): Es ist nur eine Geschichte Ladina Cina, 2D
1. Preis (ex aequo): Sieben Subjekte Fabian Franzen, 3A
2. Preis: Die Träne einer Muschel Veronika Menath, 3B
3. Preis: Unheil der Tiefen Matteo Werlen, 3A

Kategorie C

1. Preis: mother tongue Vanessa Lowiner, 5C
2. Preis: Ketten Sereina Balmer, 5E
3. Preis: Hysterektomie Gabriela Jurkic, 5F

Sponsoren des Schreibwettbewerbs 2021/22

Kategoriensponsoren



Roland Lüthi
Generalagent



Peter Ammann
Stv. Generalagent
T 027 922 93 19

RAIFFEISEN

Unverhofft kommt oft.
Wir sind immer für Sie da.

Generalagentur Oberwallis
Roland Lüthi

Alte Simplanstrasse 19
3900 Brig
T 027 922 99 66
oberwallis@mobiliar.ch
mobiliar.ch

dieMobilier



Co-Sponsor



Sponsoren und Unterstützer



Ein besonderer Dank gilt dem Team der Gemeindebibliothek Naters, dank deren herzlicher Gastfreundschaft wir jährlich unsere Lesung dort veranstalten dürfen.

Einen herzlichen Dank auch an Léontine Dubuis für die Gestaltung des Umschlages, der Valmedia AG für die Erstellung der Drucksachen, dem Atelier Manus für die Fertigstellung der Broschüre, dem Sekretariats-Team um Priska Stella und der Rektoratsrätin Nadja Bonaccina für die Unterstützung bei der Organisation.

Jury des Schreibwettbewerbs 2022/23

BA Ammann Stefanie
Schauspielerin, Theaterregisseurin
Belalpstrasse 12
3904 Naters stefania.ammann@gmx.ch

MA Arnold Franco
Journalist NZZ
Kapellenstrasse 25
3011 Bern franco.arnold@gmx.ch

MA Eyer Philipp
Gymnasiallehrer, Sprachwissenschaftler
Bammattenweg 15
3904 Naters philipp.eyer@edu.vs.ch

MA Imoberdorf Andreas
Sponsoring und Finanzen
Gymnasiallehrer, Germanist
Lindenweg 6
3904 Naters andreas.imoberdorf@edu.vs.ch

lic. phil. hist. Knubel Dominik
Gymnasiallehrer, Journalist
Zenhäusergasse 34
3935 Bürchen knubel.dominik@vispschulen.ch

Dr. Meyenberg Roger
Gymnasiallehrer, Literaturwissenschaftler
Ringstrasse 51
3951 Agarn roger.meyenberg@edu.vs.ch

MA Schnidrig Barbara
Gymnasiallehrerin, Sprachwissenschaftlerin
Rhodaniastrasse 13
3904 Naters barbara.schnidrig@edu.vs.ch

MA Scheuber Christian
Jurypräsident
Gymnasiallehrer, Germanist
Schlossweg 21
3904 Naters christian.scheuber@edu.vs.ch

Förderpreis

Kategorie A (1. Klasse)

Thierry Andenmatten, 1A

Eiszeit

Wer kennt sie nicht, die Superhelden aus der Feder von Stan Lee: Spiderman, Ironman, Thor, Black Widow und wer da sonst noch fliegt, klettert oder durch Grossstadtdschungel springt. Spätestens seit den cineastischen Erfolgen der Marvel-Comics sind die Superhelden Alt und Jung ein Begriff. Der junge Autor Thierry Andenmatten nimmt die Vorlage von Stan Lee auf, die bis in die altisländische Edda zurückreicht und kreierte mit viel Liebe zum Detail einen Text über eine zwielichtige Person. Nicht der Donnergott Thor als Superheld steht im Zentrum, sondern es ist Loki, sein durchtriebener und hinterlistiger Halbbruder. Der Gott über Lug und Trug fällt sprichwörtlich aus dem Rahmen und direkt hinein in die Geschichte rund um Eisriesen; in eine Welt, die der Schreiber mit eisigen und dunklen Farben vor dem geistigen Auge erscheinen lässt. Nach Rache dürstend schliesst der eitle und gekränkte Gott einen Pakt mit dem Feind und zieht gegen seine alte Familie. Die Geschichte Gut gegen Böse nimmt ihren Lauf und gipfelt in einer epischen Schlacht. Geniessen Sie den Text und lassen Sie sich in eine alte Welt der Sagen und Mythen entführen.

Andreas Imoberdorf

Eiszeit

Der Bifröst, die Verbindung Asgards mit den übrigen acht Welten auf dem Weltenbaum, war zerstört worden. Dies geschah bei der grossen Schlacht um Asgard. Damals hatten die Götter die Frostriesen in ihre eigene Welt zurückgedrängt, da diese versucht hatten Asgard einzunehmen und als einziger Stamm über alle neun Welten zu herrschen. Nach dieser Schlacht fiel Loki, Herr über Lug und Trug, mit den Überresten des Bifröst in die unendlichen Weiten des Ginnungagap. Sein Halbbruder Thor hatte ihn damals mit Tränen in den Augen von der zerfallenden Brücke gestossen, nachdem der Göttervater Odin Loki der Zusammenarbeit mit den ewigen Rivalen der Götter, den Frostriesen, beschuldigt hatte. Dies jedoch zu Unrecht.

Nun also fiel Loki seit fast einem Monat in die schwarze Tiefe und hoffte, dass er irgendwann in einer der acht anderen Welten landen würde.

Er schlug hart auf dem Boden auf. Zum Glück war er unsterblich, denn er war ja ein Gott. Trotzdem konnte er jeden einzelnen Knochen in seinem Körper ächzen und stöhnen hören. Der Umgebung nach zu urteilen war er in Jotunheim, der Welt der Frostriesen, gelandet. Alles um ihn herum war blass, grau und von Eis und Schnee bedeckt. Nebel waberte knapp über dem Boden und graue, düstere Wolken verdeckten die Sonne. Mühsam rappelte Loki sich auf. Er suchte seine Krone mit den zwei Ziegenhörnern, setzte sie auf den Kopf, brach sich einen Ast von einem toten Baum ab und stützte sich darauf ab. Er musste sich erholen. Er schaute sich die Umgebung genauer an. Auf dem Boden entdeckte er plötzlich riesige Fusstapfen. Er entschied, ihnen zu folgen, und machte sich auf den Weg durch die eisige Einöde. Tagelang marschierte er den Spuren nach, als er endlich zu einem zugefrorenen See gelangte, an dessen anderem Ufer eine prachtvolle Burg aus schwarzem Stein stand. Er war wohl in Glæsisvellir, einer Region in Jotunheim, angelangt. Das ganze Gemäuer war scharfkantig und vor einem gigantischen Eingangstor aus dunkelgrauem Metall standen zwei ebenso monströse Frostriesen mit Helmen aus Knochen auf dem Kopf, die wohl zur Wache eingeteilt waren. Er war froh, so nah am Ende der Spur zu sein, doch seine Kraft verliess ihn allmählich und sein Körper konnte die Kälte nicht mehr lange aushalten. Als er den ersten Schritt auf das dünne Eis machte, knirschte es laut, doch er wagte sich weiter hinaus. Einige weitere Schritte später taten sich Risse im Eis auf. Loki erschrak so heftig wegen den Geräuschen, dass er unbedacht einen Schritt davon weg machte. Er fand auf der rutschigen Fläche jedoch keinen Halt und auch mit seinem Stock konnte er sich nicht mehr rechtzeitig abstützen. Als er mit seinem Rücken auf dem Eis aufschlug, krachte es laut und er fühlte, wie sein dunkelgrünes Wams das eisig kalte Wasser aufsog, seine abgetretenen Lederstiefel sich mit der durchsichtigen Flüssigkeit füllten und er immer weiter hinuntersank. Seine Lunge füllte sich langsam mit Wasser und er bekam keine Luft mehr. Plötzlich sah er nur noch schwarz und stürzte innerlich in ein grausames schwarzes Loch.

Loki kam in einer unvertrauten Umgebung zu sich. Die Unterlage, auf der er lag, war unglaublich hart. Es fühlte sich an, als würde er auf Steinen liegen. Sein Kopf dröhnte, als wäre ein Bergtroll darauf gestanden. Er sah sich um und entdeckte, dass er in einem grossen Zimmer mit groben Steinwänden lag. Sein Bett war tatsächlich auch aus demselben schwarzen Stein

gehauen. Er nahm anhand dieser wenigen Fakten an, dass er sich in der grossen Steinburg des Riesenkönigs befand und ihn wohl eine der Wachen aus dem Eissee gefischt hatte. Gerade als er sich erheben wollte, kam eine Frau mit Knollennase, langen schwarzen Haaren, einem leicht bläulichen Hautton und einer Grösse von fast drei Metern zur Tür herein. Sie packte ihn am Arm und hob ihn hoch. Loki hatte keine Chance, sich zu wehren, da er einfach noch zu schwach war, irgendwelche Gegenwehr zu leisten. Die Riesin zerrte ihn durch unendlich lange Gänge und um unzählige Ecken herum. Alles war sehr monoton aus demselben Stein wie alles hier und wurde nur spärlich von einigen vereinzelt Fackeln beleuchtet. Nach einigen Minuten standen sie vor einer reichlich verzierten Tür aus geschnitztem Kiefernholz. Die Frau öffnete die Tür und sie traten ein. Vor ihnen lag eine runde Halle in unglaublicher Grösse. Mitten im Saal stand ein knapp 30 Meter langer Banketttisch und ganz am Ende thronte ein monumentaler Sessel aus verfaulten, braunen Knochen. Auf dem Thron döste der Riesenkönig Guðmundr in seinem verschmutzten und ausgefransten Lederschurz. Um den Hals trug er eine Kette aus Knochen, die wohl vom gleichen Wesen wie die des Throns stammten. Die Riesin schlug die Tür so heftig auf, dass er zusammenzuckte und sich schnurgerade hinsetzte. Er dröhnte: „Skadi! Was fällt dir ein, hier einfach so hereinzuplatzen?“ Sie erwiderte: „Mein lieber Herr Gemahl, ich verbiete mir so einen Tonfall. Ich bringe dir einen Wanderer, allem Anschein nach ein Halbriese, den die Wachen am Burgtor vor drei Tagen aus dem Kjállsee gezogen haben. Er ist soeben aus seinem Tiefschlaf erwacht.“ „Dann zeig mal her! Wer bist du, Fremder?“ Loki musste erst nachdenken, was er sagen wollte. Wenn er sich als Gott offenbaren würde, sanken die Chancen, aus dieser Burg lebendig hinauszukommen, drastisch. Also antwortete er mit zitternder Stimme: „Ich bin Hamar, ein Wanderer ohne Ziel und ich komme von jenseits des Eisenwaldes.“ „Was suchst du ausgerechnet hier?“ „Aus sicherer Quelle habe ich erfahren, dass Ihr, König der Frostriesen von Jotunheim, und eure Armee vor einigen Monaten den Göttern von Asgard im Kampf auf dem Bifröst unterlegen seid.“ Der König bestätigte das mit einem schwachen Nicken: „Ja, aber weshalb hat dich das zu interessieren?“ „Ich habe mir während meiner Reise hierher einen Plan überlegt, wie ihr euch an den Göttern rächen könntet, euer Hochwürden.“ Der Frostriese zeigte sich nicht wirklich überzeugt, und wurde langsam ungeduldig. „Lass uns zuerst etwas essen, bevor du mir weiter davon erzählst. Weib! Gib den Köchen Bescheid, sie sollen uns ein Bankett auftischen, und hol Halvar, Jørl und Tjårr.“ Als das Essen aufgetischt war, kamen die drei anderen Riesen, die Guðmundr rufen gelassen hatte, in den grossen Saal. Sie waren bullige Kreaturen mit Armen, die so dick waren wie die groben Steinsäulen, die die Decke stützten. Loki schätzte sie als die Leibgarde des Königs ein. Sie setzten sich an die grosse Tafel und ein Koch schenkte ihnen Honigmet in kübelgrosse Becher ein. „Dann erzähl mal deinen Plan, Fremder.“ „Also, Ihr und die Verbliebenen eurer Armee solltet euch im dichten Unterholz des Eisenwalds verstecken. Ich werde die Aufmerksamkeit der Götter auf mich ziehen, die sich momentan ganz in Sicherheit wännen und Feste feiern. Sie werden sich mit Met vollgetrunken haben nach dem Sieg gegen die starke Streitmacht von Jotunheim.“ Da rief plötzlich der, der sich Jørl nannte: „Die Armee hat sich gerade erst erholt und bildet sich neu! Wer bist du überhaupt, dass du uns, den besten Kriegern aller neun Welten, befehlen willst, was wir zu tun haben, du dreckiger Halbriese?“ Loki überlegte kurz und fasste dann einen Entschluss: „Ich bin Loki, Gott aus Asgard, Herr der Schelme und halber Frostriese!“ Der König und die anderen Riesen konnten es zuerst nicht fassen. Dann schrien sie wie aus einem Munde: „Ergreift ihn!“ Vom

süssen Trunk der Riesen gestärkt kletterte Loki aber behände auf einen der steinernen Tragbalken, die die Decke stützten, an den selbst die überdimensionalen Frostriesen nicht herankamen. Dann sprach er: „Beruhigt euch, euer Hochwürden. Auch ich wurde von den übrigen Göttern verstossen und werde der Verschwörung beschuldigt. Wir teilen dasselbe Schicksal. Ich bin auf Rache aus.“ „In Ordnung, aber ich stelle Bedingungen: Ich werde nicht meine gesamte Streitmacht lossenden und falls das eine Falle ist, wird dich der Rest ohne Gnade köpfen und deinen Kopf an einem Speer den Asgardianern vorbringen. Du wirst auch immer von vier meiner besten Wachen flankiert werden. Als letztes noch: Falls es uns gelingt, Odin gefangen zu nehmen, werde ich höchstpersönlich sein Todesurteil mit meinem Schwert Gåskartr vollstrecken.“ „Also gut, ich akzeptiere die Bedingungen.“

Am nächsten Tag versammelte sich fast die ganze Armee der Riesen mit Loki, Guðmundr und seinen drei Leibwächtern vor der mächtigen Burg. Loki hatte in der Nacht wieder im selben Zimmer geschlafen, in dem er bewusstlos gewesen war. Es war ungemütlich gewesen und sein Rücken schmerzte ungemain, da er wieder auf dem steinharten Bett geschlafen hatte. Er begab sich zusammen mit dem König auf einen erhöhten Felsen, um eine Ansprache zu halten. „Brüder und Schwestern aus Jotunheim!“, dröhnte Loki nun. „Wir werden uns auf den langen Weg zum Eisenwald machen, um dort die Götter mit einer ausgeklügelten List ein für alle Mal zu vernichten!“ Dann erläuterte er den Riesen seinen Plan.

Kurze Zeit später brach die gigantische Armee Richtung Norden auf. Auch wenn die Schar der Frostriesen durch den Kampf gegen die Götter minimiert war, bestand sie doch wieder aus fast 11'000 Mann. Da reichte es, wenn nur die Hälfte mitkam. Es handelte sich wohl um die Überlebenden nach der Schlacht aus der einst 60'000 Kopf starken Streitmacht oder um Jünglinge, die eben erst aufgenommen worden waren. Loki wurde von 4 bulligen Kampfriese flankiert, damit er keine Mätzchen machen konnte. Nach etwa 13 Stunden Marsch durch nebelumwaberte, karge Landschaften sahen sie endlich in der Ferne die ersten schwarzbraunen Bäume des Eisenwalds. Als sie sie erreicht hatten, mussten sie erst mal verschnaufen. Dann machten sie sich daran, Lokis Plan umzusetzen. Der König und Loki stellten sich auf eine kleine Lichtung im kargen Wald. Der Rest der Armee tarnte sich mit Ästen und Zweigen, so gut es ging, und legte sich zwischen den Bäumen gut versteckt auf die Lauer. Dann machte sich Loki bereit. Er schrie mit göttlicher Stimme zum Himmel hinauf: „Odin! Ich verlange, dass du hierherkommst, um eine Vereinbarung zu treffen. Ich habe dir etwas zu sagen: Hier habe ich die zwei heiligen Ziegen meines Halbbruders Thor an meiner Seite.“ Er hatte Glück, dass der Gott des Unwetters gerade auf einer Mission in Gladshem unterwegs war, und in Wirklichkeit waren es nur banale Ziegen, die aus der Schlachtkammer der Riesen stammten. „Wenn du nicht kommst, werden sie über dem grossen Feuer heute Abend gebraten.“ Lange passierte nichts – Wahrscheinlich überlegte Odin, denn er musste Loki gehört haben. Dann erblickten sie plötzlich einen hellen Fleck am wolkenverhangenen Himmel. Er kam näher und näher und wurde langsam erkennbar. Es war Odins achtbeiniger Hengst Sleipnir, der dort angeritten kam und sanft von Wolke zu Wolke sprang. Auf seinem Rücken sass der Göttervater höchstpersönlich. Hinter ihm her kamen Tyr, der Kriegsgott, Frey, Herr über den Frühling, und Hel, die Königin der Unterwelt. Sie alle flogen auf den geflügelten Stuten der Walkyren. Wahrscheinlich waren sie gekommen, um Loki ins Todesreich zu verbannen, denn seine Halbschwester hätte sich sonst wohl kaum die Mühe gemacht, aus

ihrem Reich hierher zu kommen. Sie näherten sich mit rasender Geschwindigkeit dem Boden. Nebelfetzen flogen vom Boden auf, als Sleipnir landete, und gleich danach standen auch die anderen Pferde neben ihm.

Der Göttervater begann nach einer kurzen Atempause zu sprechen: „Es reicht dir wohl nicht, hier gelandet zu sein. Hiermit verbannen wir dich in das Reich der Unterwelt in Hel’s tiefsten Kerker!“

In diesem Moment sagte Loki: „Es tut mir nicht leid, was ich jetzt tun werde.“ Dann dröhnte er: „Skålmønd!“ Hunderte Riesen stürmten aus dem Wald heraus, aus Gruben im Boden, hinter Bäumen hervor oder aus dem Unterholz. Schwerter und Äxte schwingend stürzten sie sich auf die Asgardianer. Doch anscheinend hatten diese schon etwas in diese Richtung geahnt und zogen blitzschnell ihre Waffen. Der achtbeinige Hengst schlug nach hinten aus und erwischte den ersten Riesen voll im Gesicht, der sogleich über sechs Meter nach hinten geschleudert wurde. Ein Riese trennte mit seinem Langschwert nach einigen heftigen Hieben auf die Schulter des Tyr, der den Schlag mit seiner schweren Streitaxt nicht mehr rechtzeitig abzuwehren vermochte, dessen Arm ab. Allmählich erlitten alle Götter und ihre Pferde Stich- und Schnittwunden. Frey, der auch Gott der Heilkunst war, konnte nicht mehr alle Wunden heilen. Langsam sah es schlecht aus für die vier. Jedoch schlug Odin mit seinem Schwert Hunding mehreren Riesen ganze Körperteile durch die Knochenrüstungen hindurch ab. Die Todesgöttin wirkte mit ihrer einen verfaulten Gesichtshälfte schon abschreckend, doch auch ihre Kampfkünste waren herausragend mit gezielten Schlägen traf sie die empfindlichen Stellen ihrer Gegner. Loki trat ihr entgegen und wehrte ihre ersten Schläge ab. Dann täuschte er mit seinem Dolch auf ihren Kopf an und als sie den Schlag abwehren wollte traf er sie mit seiner Faust in der Magengrube. Sie würgte und zog sich hinter ihr Pferd zurück. Auch Tyr schlug mehrere Riesen mit seinem wilden Kampfstil zu Boden, indem er seine Axt mit seiner verbliebenen Hand im Kreis schwang. Es wurden immer weniger Riesen, jedoch waren diese den wenigen Asgardianern zahlenmässig trotzdem überlegen und auch Frey, der mit aller Kraft versuchte, seine Gefährten zu unterstützen, konnte nichts mehr ausrichten. Nach mehreren Stunden Kampf lagen schliesslich die drei geflügelten Pferde leblos auf dem kalten Boden und auch die Götter waren zu verwundet, um noch weiterzukämpfen. Einzig Sleipnir wehrte sich noch kräftig gegen die Attacken der gegnerischen Krieger. Doch auch er wurde immer schwächer und gab schliesslich auf. Es waren immer noch gut 3’000 Riesenkrieger übrig, die den Göttern nun eiserne Fesseln anlegten und auch Odins Hengst wurden Fussfesseln verpasst. So machte sich der Trupp wieder auf, um zur Burg zurückzukehren. Diesmal dauerte der Marsch länger, da die meisten Krieger verletzt waren und auch die Asgardianer tiefe Wunden aufwiesen. Selbst Loki war verwundet, obwohl er sich meistens zusammen mit Guðmundr abseits vom Kampfgeschehen gehalten hatte. Als sie vor der Burg eintrafen, wurden sie mit grölendem Jubel der Frostriesen, die in der Burg geblieben waren, empfangen. Loki liess sich nicht lange Zeit zum Erholen, denn er hatte schon einen Plan, wie es weitergehen sollte. Sie sperrten die Asgardianer in den Kerker der Festung und sendeten einen Raben mit einer Nachricht nach Asgard. Wenn Odin, Hel, Tyr und Frey nicht für immer im Kerker bleiben wollten, sollten die verbliebenen Götter den Riesen Asgard und Midgard überlassen. Einige Tage vergingen, als die Antwort zurückkam. Die Asgardianer gingen auf die Abmachung ein

und würden für einige Jahrtausende ihren Sitz nach Gadsheim verlegen und sich ein wenig zurückziehen, wenn sie dann die Gefangenen freilassen würden.

Somit war es beschlossen. Während der nächsten Wochen wanderte ein Grossteil des Frostriesenvolks unter der Führung von Loki und Gudmundr durch Asgard, beschlagnahmte die dortigen Paläste für sich. Von dort aus herrschten der Gott der List und der König der Frostriesen über ihre Welten und die Riesen, die von nun an auch dort lebten. Der Rest des Riesenvolks marschierte dann weiter nach Midgard. Dort siedelten sie sich an, vermehrten sich und errichteten Eispaläste. Dies war der Anfang der ersten Eiszeit in Midgard.

1. Preis (ex aequo)

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Ladina Cina, 2D

Es ist nur eine Geschichte

Verwirrung, Unsicherheit, das Gefühl, verloren zu sein – das Leben als Heranwachsende, als Heranwachsender kann schwer sein. Auch wenn vielen Erwachsenen rückblickend hauptsächlich die Unbeschwertheit in Erinnerung bleibt, kommt so manchem Teenager sein Dasein als nicht enden wollende Konfusion vor.

Ladina Cina gelingt es in «Es ist doch nur eine Geschichte», diese in der Adoleszenz oft auftretende Verwirrtheit auf mehreren Ebenen darzustellen. Was zuerst wie der Plot eines platten High-School-Movies daherkommt, erweist sich als klug entwickelte Erzählung. In der Geschichte spielt Ladina Cina mit Zeitsprüngen, welche der Hauptprotagonistin Violet auch als solche vorkommen – und deshalb für sie vorerst unerklärlich bleiben. Ergänzend wird sich die verwirrte Violet auch noch einer Erzählinstanz bewusst, die ihr Schicksal unerbittlich weiterschreibt, ohne dass Violet auch nur auf die geringste Wendung Einfluss hätte. Als drittes Element – um die Konfusion perfekt zu machen – wird sich Violet auch noch einer vorangehenden Version «ihrer Geschichte» bewusst, gleichsam eines immerwährend drehenden Hamsterrads. Unweigerlich kommen Parallelen zu den Kultstreifen «Stranger Than Fiction» und «Und täglich grüsst das Murmeltier» auf, was der Spannung von Ladina Cinas Geschichte indes keinen Abbruch tut.

Doch nicht nur das Spiel mit den Erzählebenen und Perspektiven beherrscht die Autorin, auch weiss sie sich präzise und pointiert auszudrücken. Allein diese Tatsache hätte die platte High-School-Romanze – wäre sie denn eine solche geblieben – lesenswert gemacht.

Franco Arnold

Es ist nur eine Geschichte

Licht holt mich aus meinem tiefen Schlaf. Fetzen eines Traumes verblassen in meinen Gedanken. Das Gefühl zu fallen hallt noch in jedem Knochen nach. Seufzend rolle ich mich aus der Decke. Mit einer Hand schirme ich die Sonne ab. Warte, wie spät ist es, dass die Sonne schon aufgegangen ist? Ein Blick auf meinen Wecker bestätigt die aufkeimende Angst: Ich bin spät dran. Augenblicklich ist jegliche Müdigkeit verschwunden und ich stürze in meinem Zimmer umher. Mit einem knappen "Bye, Mom" sprinte ich wenige Momente später aus dem Haus und auf die Bushaltestelle zu, und obwohl ich in Rekordzeit ankomme, fährt der Bus gerade vor meinen Augen ab. Keuchend fluche ich vor mich hin. In die Schule *laufen* zu müssen, hat mir gerade noch gefehlt.

"Weisst du, wenn du ihn noch mehr anstarrst, fallen dir vielleicht bald die Augen aus", meint meine Kollegin Céline und reisst mich damit aus meinen Gedanken. Ich sitze in unserem Englischzimmer und blicke verwirrt umher. War ich vor einem Moment nicht noch an der Bushaltestelle? Vermutlich habe ich wegen meiner Tagträumereien meiner Umgebung keine Aufmerksamkeit geschenkt. "Mhm?", frage ich Céline deshalb nur. "Gale, du weisst schon. Du hast ihn jetzt den ganzen Morgen schon so schwärmerisch angeschaut", raunt sie mir nur verschwörerisch zwinkernd zu. Unsere Englischlehrerin fordert uns auf, still zu sein, was aber meine Gedanken nicht zum Verstummen bringt. Ach ja, Gale. Jetzt bin ich auch wieder in der Gegenwart angekommen, was ich an dem Flattern in meinem Magen bemerke. Er ist eine willkommene Ablenkung, wenn sich die Lehrerin schon zum gefühlten hundertsten Mal wiederholt. Wenn die ganze Situation nicht noch etwas komplizierter wäre. Und schon spüre ich die eiskalten Dolche aus Allison's Blick. Sie zehrt sich nach Gales Aufmerksamkeit und gibt mir die Schuld, dass sie sie nicht kriegt. Und dabei interessiert er sich genauso wenig für mich wie für sie. Es ist ermüdend. Die Zeit verfliegt angenehm schnell und schon ist die Stunde vorbei. Als ich mich aus dem Klassenzimmer schieben will, hält mich Frau Meier zurück. "Violet, ich habe dir doch gesagt, du sollst am Ende der Stunde zu mir kommen, weil du zu spät warst. Was hat dich aufgehalten?", fragt sie mich. Mir wird heiss und kalt, als mir der Filmriss in den Sinn kommt, welcher zwischen der Bushaltestelle und der Englischstunde liegt. "Es tut mir leid, das wird nie wieder vorkommen", entschuldige ich mich hastig und eile aus dem Zimmer. Aus irgendeinem Grund antwortet unsere Lehrerin darauf nichts. Als ich mich nochmals umdrehe, sehe ich hinter dem kleinen Fenster in der Tür nur Schwärze.

Meine Freundin Céline wartet schon auf mich und schaut mich erwartungsvoll an. "Und?", fragt sie aufgeregt. "Also, Frau Meier hat erstaunlicherweise keine Reden geschwungen und mir auch keine Strafe verpasst", erwidere ich. Mein Blick zuckt zurück zum Englischzimmer doch dieses Mal kann ich farbige Umriss hinter der Scheibe erkennen. "Nicht deine Verspätung, dein Date mit Gale! Für was hast du dich entschieden?" Ein Bild taucht in meinem Kopf auf, von Gale mit einem süffisanten Lächeln, wie er dicht vor mir steht und mir bis auf den Grund meiner Seele schaut. Seine Augen brechen das Licht zu einem Kaleidoskop von Farben, welches ich nie betrachtet habe. So viel zum Thema, er interessiere sich nicht für mich. Während ich in der Erinnerung verweile, dass er mich fragt, ob ich als sein Date auf den Abschlussball gehen möchte, frage ich mich, warum ich mich vorhin nicht daran erinnert habe. Und als ich meine Aufmerksamkeit wieder ins Hier und Jetzt lenke, steht Céline einfach so vor

mir, als wäre keine Sekunde vergangen. Ich sehe aus dem Augenwinkel, wie einem Schüler gerade ein Stapel Bücher aus den Händen fällt, doch die Hefte hängen in der Luft wie an Schnüren festgebunden. In dem Moment, in dem ich mich darauf konzentriere, beginnen sie zu fallen und Céline vor mir blinzelt nach gefühlt zehn Minuten wieder. "Ich, ich weiss nicht mehr", stottere ich benommen. "Du weisst nicht mehr?", zetert Céline umher, "Als ob du dich nicht mehr daran erinnerst, wie der absolut beliebteste Single der Welt dich auf ein Date fragt! Alle würden töten, um an deiner Stelle zu sein." Das bezweifle ich. Obwohl Gale wirklich gut aussieht, ist seine Persönlichkeit genauso ausdrucksstark wie ein weisses Blatt Papier. Ein weisses Blatt Papier, welches mit tiefgründiger Poesie wirbt, die es gar nicht trägt. Deshalb hoffe ich zutiefst, dass ich abgelehnt habe. Mit einem Typen, dessen einziges Gesprächsthema er selbst ist, will ich mich nicht den ganzen Abend langweilen. Céline blickt noch verträumt vor sich hin, während Allison in unser Blickfeld stolziert. Ihr ganzes Sein scheint auf diesen Stiletto zu basieren. Im Vorbeilaufen schenkt sie mir nur einen herablassenden Blick und zischt, sodass nur ich es hören kann: "Halt dich von ihm fern". Wir wissen beide, von wem sie redet. Aber Herrgötter, es sollte ein Possessivpronomen nach ihr benannt werden, so wie sie sich gerade aufspielt. Als ob sie ihr "Argument" sehr miserabel zu unterstreichen versucht, lässt sie ihren Zorn an einem unserer Mitschüler aus und bringt dessen Stapel Papiere zu Fall. Ich beeile mich, ihm zu helfen alles wieder aufzusammeln.

Als ich wieder zu ihr stosse, schaut mich Céline etwas entgeistert an. Ich kann fast sehen, wie sie sich innerlich fragt, wie ich es überleben soll, mich mit der Dramaqueen der Schule anzulegen. Nicht, dass es gewollt wäre. Aber was sollte ich denn bitte tun? Auf meinen Knien nach Vergebung und Gnade betteln und hoffen, dass sie das Thema in zwanzig Jahren fallen lässt? Da fängt Céline sich wieder und fragt aus dem Nichts heraus: "Und, hast du schon ein Kleid?"

Die Boutique ist definitiv ausserhalb meines Budgets und aus dem Nichts aufgetaucht. Das ist jetzt schon das zweite Mal heute. Céline steht immer noch vor mir und mustert mich kritisch. Da sehe auch ich an mir hinunter und erblicke einen Traum aus grünem Satin. Das Kleid ist unglaublich, wäre da nicht dieser rote Strich quer darüber. "Also ich finde, es ist fantastisch", meint Céline. "Na ja, du hast recht, aber dieser Strich stört mich etwas", erwidere ich. "Welcher Strich?" Ich suche vergebens nach der Linie; der königsblaue Stoff lässt keine Spur davon erahnen. Der königsblaue Stoff, von dem ich schwören könnte, dass er vor einem Moment noch grün gewesen war. Um mir meine Verwirrung nicht anmerken zu lassen, zucke ich mit den Schultern und meine abwesend: "Ach, vergiss es". Könnte mir mal jemand erklären, was hier eigentlich abgeht?

Auf dem Weg nach Hause lässt sich Violet die Geschehnisse des Tages noch einmal durch den Kopf gehen. Sie kann sich das alles beim besten Willen nicht erklären. Sie wirbelt herum. Herrgötter, kann sie mich etwa hören? "Hallo? Wer spricht da? Céline? Gale? Nick? ... Das ist nicht witzig.", ruft Violet manisch. "Du weisst schon, dass ich dich hören kann, oder? Wo bist du? Komm raus, das ist wirklich nicht mehr komisch.", schreit sie nun fast. In ihrem Kopf rasen die Gedanken. Wird sie etwa wahnsinnig? "Woher weisst du was ich denke?", flüstert Violet nun eingeschüchtert. Sie konnte eine Stimme hören, eine Stimme, die nie gehört werden sollte oder gehört worden war. Die Stimme des Erzählers, die der Einsamkeit leid war und sich

freute, jemanden zu haben, der sich ihrer Existenz bewusst war. Auch wenn es nicht möglich sein sol- Ein roter Strich wie vorhin zieht sich quer über den Himmel und färbt meine Umgebung wie Blut “Hallo? Bist du noch da? Was meinst du mit Erzähler? Kannst du mir nicht sagen, was hier los ist?”, rufe ich in die Nacht. Niemand antwortet mir. Nicht als ob das etwas daran geändert hätte, dass ich langsam wahnsinnig werde.

Flutlichter in allen Farben blenden mich. Ich brauche einen Moment, um mich an die Helligkeit des Raumes zu gewöhnen. So wie es aussieht, bin ich um drei Monate und etwa 50 km weit gesprungen: zum Abschlussball. Langsam erstaunt mich wirklich nichts mehr. Ein rotes Licht blendet mich und auf einmal steht Gale vor mir, mit seinem schwarzen Anzug und einem aufreisserischen Grinsen wie aus einem Film. Im Hintergrund spielt Dangerous Night von Thirty Seconds to Mars und die pure Absurdität und der Kitsch der Situation bringen mich fast zum Speien. Gale greift meine Hand und zieht mich in die Mitte des Raumes. Mit seiner anderen Hand auf meiner Hüfte und sehr viel peinlicher Sprachlosigkeit von meiner Seite her beginnt er zu tanzen. Das Problem: Ich habe noch nie in meinem Leben getanzt. Und doch bewegt sich mein Körper von selbst; auch wenn ich es wollte, ich könnte keinen falschen Schritt machen. Ich habe es versucht. Meine Füße landen irgendwie immer richtig auf dem Parkett, obwohl ich mich absichtlich vertreten will. Von dem ganzen Marionettenspiel fällt mir gar nicht auf, wie Gale sich in meine Richtung beugt. Es ist klar, was er will. Und mir ist auch klar, dass ich das auf gar keinen Fall will. Ich will mich abwenden und so tun, als ob ich nach Céline suche. Doch mein Kopf ist wie mit Blei ausgefüllt. Meine Lippen formen Worte, sagen Gale, er soll aufhören, aber kein Laut dringt in die Stille um uns herum. Und doch bemerkt er es. “Was soll das? Ich dachte, du willst das auch?”, fragt er irritiert. “Nein”, schreie ich heraus, “Ich wollte nichts von dem hier. Das kann doch nicht wahr sein. Ich meine die Dunkelheit, die Sprünge, die Stimme aus dem Nichts, die Sache mit Nick-” “Wer ist Nick? Und beruhige dich doch ein bisschen.”, unterbricht mich Gale. “Siehst du? Genau das meine ich! Ihr alle tut so, als ob er nie existiert hätte. Es ist als wäre er-” Ich sehe mich um. Gale und ich stehen allein im Ballsaal. “Als wäre er gelöscht worden”. Meine Eingeweide dreht sich schneller als die einsame Discokugel an der Decke. Panisch sehe ich zu Gale. Dieser lächelt mich einfach nur an. Langsam weiche ich vor ihm zurück. “Das hier ist gar nicht echt, oder?”, raune ich, aber ich kann mich selbst nicht mehr durch das Dröhnen meiner Ohren hören. Da ergreife ich die Flucht. Mir ist übel. Draussen renne ich über die nahe gelegene Parkfläche. Mehrere Male stürze ich über Wurzeln, aber weder meine Kleidung noch meine Haut reissen oder werden schmutzig. Weil es nicht so geschrieben wurde. Ich fühle einen Sog, der die Geschichte zu berichtigen versucht, und doch laufe ich weiter. Alles wirbelt und dreht sich. Alles macht auf einmal Sinn. Wie konnte ich es nicht früher sehen? Wie will die Autorin dieses Debakel wohl retten? Werde ich auch gelöscht wie Nick? Ich muss an unsere Begegnung in den Korridoren der Schule denken. Wie ich ihm half, die Papiere aufzuheben, die Allison auf den Boden geworfen hatte. Wie er mich anlächelte, so belanglos, und wie mir doch ganz warm wurde. Doch als ich den Vorfall gegenüber Céline erwähnte, konnte sie sich an niemanden an unserer Schule erinnern, der Nick hiess. Ich sah ihn danach nie wieder. Die Tränen auf meinen Wangen brennen mehr als sonst. Weil sie das erste Echte in dieser Welt sind. Vor mir eröffnet sich die Weite der Leere. Dieselbe wie in Frau Meiers Zimmer. “Violet warte, wohin gehst du? Wir müssen zurück auf den Ball, wenn sie merken, dass wir die Zeit anhalten können-” “Hör auf

Es ist immer noch nur eine Geschichte

Licht holt mich aus meinem tiefen Schlaf. Fetzen eines Traumes verblassen in meinen Gedanken. Das Gefühl zu fallen hallt noch in jedem Knochen nach. Seufzend rolle ich mich aus der Decke. Mit einer Hand schirme ich die Sonne ab. Warte, wie spät ist es, dass die Sonne schon aufgegangen ist? Ein Blick auf meinen Wecker bestätigt die aufkeimende Angst: Ich bin spät dran. Augenblicklich ist jegliche Müdigkeit verschwunden und ich stürze in meinem Zimmer umher. Mit einem knappen "Bye, Mom" sprinte ich wenige Momente später aus dem Haus und auf die Bushaltestelle zu, und obwohl ich in Rekordzeit ankomme, fährt der Bus gerade vor meinen Augen ab. Keuchend fluche ich vor mich hin. In die Schule *laufen* zu müssen, hat mir gerade noch gefehlt.

1. Preis (ex aequo)

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Fabian Franzen, 3A

Sieben Subjekte

Genesis. Schöpfung. Wie das göttliche Vorbild, strebt auch der Mensch danach, etwas zu erschaffen, und dadurch gottgleich zu werden. Und wie die Götter, die erschaffen haben, muss sich auch der Mensch mit der Unvollkommenheit seiner Schöpfung auseinandersetzen. Alle Künstler/-innen müssen das, alle Eltern ebenso.

Herr Doktor Johann Gniewosz erschafft einen Impfstoff, der wohl eher nicht gegen das zu bekämpfende Virus wirkt, jedoch die Menschen ausgeglichen, besonnen und wohlwollend zu machen scheint. (Bei der nächsten Pandemie müsste man dieses Serum wohl gleich zu Beginn verpflichtend verabreichen. Flächendeckend.) Doch der Schein trügt, die erhoffte Wirkung bleibt aus.

Fabian Franzen nimmt das tragische Schöpfermotiv gekonnt auf und bringt dieses in markanten Worten und archaischem Stil ungewohnt und geistreich aufs Papier. Er nimmt uns mit auf eine tragikomische Reise in ein Sanatorium / Laboratorium, in dem nicht geheilt werden kann, was nicht zu heilen ist. Und am Schluss bleibt nur die Offenbarung, die Erkenntnis, das Ende: Was geschaffen wird, wird auch vergehen; und Hochmut kommt vor dem Fall.

«Und das Tier ward gegriffen und mit ihm der falsche Prophet, der die Zeichen tat vor ihm, durch welche er verführte, die das Malzeichen des Tiers nahmen und die das Bild des Tiers anbeteten; lebendig wurden diese beiden in den feurigen Pfuhl geworfen, der mit Schwefel brannte.»

Christian Scheuber

Sieben Subjekte

Die Ihnen in vorliegendem Schreiben aufgeführten Tagebucheinträge des Herrn Doktors Johann Gniewosz, Chefvirologe eines hier nicht genannten Pharmakonzernes sowie Hauptangeklagter im Fall Gniewosz, dienen hiermit als unangefochtenes sowie endgültiges Beweismittel zur Schuldlast des genannten Herrn Doktors in sämtlichen Anklagepunkten.

23. September 1905

Der bewölkte Himmel macht der Bedeutung dieses heutigen Samstages keine Ehre, denn heute ist das Experiment endlich gestartet. Unsere sieben Subjekte, nicht wissend, welcher vehement wichtigen Beitrag sie für die Wissenschaft leisten und gar erst nichtsahnend von dem äusserst raren Glück, dass sie am Tage ihrer Exekution in den Händen ihrer Schutzengel in dieses Labor geraten sind, sind heute Morgen um sieben Uhr eingetroffen, um in den Zellentrakt geführt zu werden. Sie alle sind schwerste Verbrecher, der Abschaum unserer Gesellschaft. Mörder, Räuber, Vergewaltiger - doch bin ich der Ansicht, dass sie mit diesem Experiment die unfreiwillige Chance haben, ihr Gewissen vor unserem Volk zu bereinigen, damit dieses elende Virus, für welches ich doch schon so lange ein Heilmittel suche, ein für alle Male aus dieser Erde verbannt werden kann. Meiner Gnade sei Dank endet ihr unnützes Leben nicht mit dem Tode. Nein, es endet in der Heilung, in der Errettung der Menschheit!

Die Subjekte werden ab heute ihr Leben im Zellentrakt verbringen. Tagsüber, so gutherzig bin ich ihnen, lasse ich sie in den Hof. Die nächtlichen Stunden verbringen sie in ihren Zellen, in welchen sie auch jeweils ihre Mahlzeiten – je eine morgens, eine abends, jeweils mit unserem zu testenden Impfstoff vermischt – erhalten.

26. September 1905

Es sind doch immer deren drei! Die dritte Nacht ist vorbei. Erstmals getrauten sich drei unserer sieben in den Hof, während die restlichen vier ihre Zellen immer noch nicht verlassen haben. Heute wurden erste Blutproben genommen, jenen zufolge beginnt der Stoff seine Wirkung zu entfalten. Doch es ist erst der dritte Tag, noch weiss ich nicht, wohin ich mit meiner Forschung gelangen werde. Es ist erst der Beginn einer glänzenden Zukunft und ich hoffe nicht das Ende unserer Tage.

27. September 1905

Auch die letzten vier sind heute gegen Mittag in den Hof vorgedrungen, wohl des Sonnenscheins wegen. Die Sonne - es war und ist und wird immer so sein – war doch stets Quell des Lebens und eben jener Quell entspringt allmählich auch aus meinen Sieben. Der Impfstoff hat seinen Kampf gegen das in die Venen der Subjekte eingeführte Virus begonnen. Nebenwirkungen zeigen sich keine mehr, welches ein Glück!

29. September 1905

Es ist eine Herrlichkeit zum Ansehen! Es ist doch eine Ironie, dass die Wende von der Krankheit, von all dem Übel, heute an St. Michael seine Früchte zu tragen beginnt. Durchwegs,

das Mittel wirkt auf alle Sieben unterschiedlich, aber was mir hier zu Augen geführt wird, es scheint, als wären sie zu gänzlich anderen Menschen in dieser kurzen Zeit geworden. Ich könnte mir vorstellen, dass diese Impfung, die ich geschaffen habe, noch viel eher als Mittel zur Rehabilitierung von Verbrechern genutzt werden könnte - zwar zu meinem Bedauern, wäre doch die ganze Zeit in den Diensten zur Bekämpfung der Krankheit zunichte gewesen! Dennoch, die Ergebnisse, welche ich hier vor eigenen Augen sehe, sie veranlassen mich das Experiment fortzuführen. Denn was es auch sein mag, eine Wirkung hat es alle Male! Dem ersten, so sagte er es mir selbst in der Sprechstunde, übergang ein Gefühl, endlich seinen Platz in der Gesellschaft gefunden zu haben, er wurde sich seiner Verbrechen bewusst und zeigte tiefste Reue. Den zweiten erwischte ich zu nächtlicher Stunde, wie er seinem Nachbarn wohl eine seiner eigenen Essensrationen rüberschob. Dem dritten begehrte es kaum mehr der blutigen Rache, die er seit Jahren einer Familie schwor. Der vierte war gar so zufrieden mit seinem Leben, innig mit der Natur, dass er mir aus den Blumen im Hof einen schönen Strauss zusammenband. Der fünfte macht mir etwas sorgen, er isst kaum was, ich hoffe, dass ihm dieses Wundermittel dennoch wirkt. Der sechste war ebenfalls von seinem Rachestreben gegen seine eigene Frau, welche ihn betrogen hatte, gewichen - da sitzt er nun und sonnt sich im Hof, fröhlich zuschauend dem siebten, welcher unter grösstem Schweisse Kraftübungen exerziert.

Ich glaube, nach nur einer Woche, ich darf es sagen, mein Experiment ist bereits jetzt schwer geglückt. Dennoch warte ich noch bis Weihnachten ab, bis ich meine Ergebnisse an das Institut weiterleite.

30. September 1905

So trostlos das Wetter heute ist, aus den Wolken bricht der Regen, Donner bebt, so ist heute die Stimmung im Zellentrakt. Keine dieser verlorenen Menschenseelen betrat den Hof, sie alle blieben in ihren Zellen. Der eine schrie, der andere verfluchte das Leben und wieder einer klammerte sich an den Zellenstangen und wütete über seine vermeintliche Verdammnis.

3. Oktober 1905

Gar sehr müssten doch meine sieben Subjekte mich loben. Habe ich sie doch vor dem Tode bewahrt, ihnen einen neuen Sinn für ihr Leben geschenkt, sie untergebracht, sie gepflegt und gehütet. Dem ist so nicht, denn dann würden sie mich doch nicht so sehr hassen. In den Sprechstunden werde ich bespuckt und mir wird mit dem Tode gedroht. Anlässlich dieser jüngsten Ereignisse habe ich beschlossen, die verabreichte Dosierung des Stoffes zu verdoppeln mit der Hoffnung, dass sie sich wieder beruhigen. Nach langen Stunden des Grübelns und des Nachdenkens ist mir des Weiteren ein Name für mein Mittel eingefallen. Genesis - denn verspreche ich mir, dass er der Anfang einer hoffentlich glanzvollen Zukunft ist!

6. Oktober 1905

Die erhöhte Dosis von Genesis scheint sich auszuzahlen. Zwar plagen das vierte Subjekt nach wie vor schreckliche Wutanfälle, doch sind sie seltener geworden und auch Stühle bersten nicht mehr. Zwar verleiten die Anfälle nach wie vor zu einer generellen Unruhe unter den

Subjekten, doch fällt mir da besonders Nummer sieben auf, welcher sich von all der Raserei im Zellentrakt rein gar nichts anmerken lässt.

9. Oktober 1905

Auch kleine Belohnungen sind manchmal von Nöten, damit ein Werk verwirklicht werden kann. Die Unruhe ist geschwunden, das Wetter ist sonnig und so liess ich meine Subjekte wieder in den Hof, um sie die ungewöhnlich warmen Herbsttage geniessen zu lassen, doch besonnen blieb es nicht lange. Nummer eins stritt sich nach einem Kartenspiel mit Nummer sechs. Der eine beschuldigte den anderen des Betruges, Blut floss und es gab zwei gebrochene Nasen. Doch haben sie sich nicht gegenseitig die Köpfe eingeschlagen, nein, das siebente Subjekt richtete sie derart an. Selbstverständlich liess ich nach diesem kleinen Scharmützel alle Subjekte wieder in ihre Zellen sperren und stellte den Übeltäter zur Rede. Dieser meinte nur, er wolle seine Ruhe, er wolle nur die letzten warmen Tage geniessen.

12. Oktober 1905

Heute beklagte sich Subjekt Nummer drei bei mir. Er wolle nicht mehr, er könne nicht mehr. Er habe mit seinem Leben abgeschlossen, doch sei aus der Mitte seines endenden Lebens dieser tiefe Schlund aufgebrochen, in welchen er fiel. Er wünschte sich nichts Sehnlicheres als eine letzte Nacht mit seiner Gemahlin, die er so innig liebte. Den Kopf schüttelnd erklärte ich ihm, dass dies kein trostloser Schlund sei, nein, an diesem Ort, in diesem Zellentrakt, werde gerade der Grundstein für die Errettung der Menschheit gelegt und er selbst sei einer der glorreichen Gründerväter dieser neuen Zukunft. Es liege alleinig an ihm, ob Genesis diese Welt heilen könne. Nach dieser Rede herrschte Stille, er blickte mich mit dunklen Augen an und ich erkannte in ihnen feuriger Hass – ob es wohl noch dieselben Augen waren, in welche seine Vergewaltigungsoffer blicken mussten, bevor sie - oh welch abschätziges Bild mir zu Kopfe steigt – unter sein Joch geraten sind. Ein solcher Mensch soll seine Frau jemals wahrhaft geliebt haben? Eher würde ich ihn lieber wieder auf die Todesbank führen als zu jenem armen Weib.

14. Oktober 1905

Behüte mich und meine Wissenschaft! Mein Experiment schlägt einen falschen Weg ein. Erneut gab es heute Streit. Der fünfte belangte heute den zweiten und das nur eines Apfels wegen. Anstatt ihn zu teilen, nein, am Apfel klammernd warf sich Nummer zwei unter einen Tisch, welcher vom anderen mit brachialer Gewalt entzwei zerschlagen wurde. Ein Glück war der siebte nicht zugegen, um ihnen auch die Nasen zu brechen – dieser lag in seinem Bett.

Wohin soll dies bloss führen? Wollte ich doch nur ein Wohltäter sein. Wollte ich doch nur die Menschheit erretten.

18. Oktober 1905

Sodom und Gomorra! Feuer und Schwefel! Die Stimmung im Zellentrakt schwindet in einem Abgrund, dessen Boden ich nicht sehen kann. Der erste tyrannisiert seine Kollegen, wo er kann, sei es auf der Toilette, sei es auf dem Hof. Der dritte hat im Bann seine Matratze zerrissen in der Hoffnung, dass darin seine nicht erreichbare Liebe gefangen liegt. Der vierte

hat sich an einem nächtlichen Wutanfall die Fingernägel an den Zellwänden blutig gekratzt. Nur der siebte, bei ihm wirkt Genesis scheinbar nach wie vor, ist völlig in sich gekehrt und meditiert in aller Ruhe. Dennoch habe ich beschlossen, das Mittel in den Rationen abzusetzen, denn die Lage ist mir zu gefährlich. Ich möchte nicht, dass mir unter all den Wahnvorstellungen mein über Jahre aufgebautes Kartenhaus der Heilmittelforschung zusammenbricht.

20. Oktober 1905

Der erste Schnee ist da – man hört ihn leise in den Hof rieseln. Im Zellentrakt ist die Ruhe eingekehrt. Den sieben Subjekten ihr grausamer, den Verstand raubender Fiebertraum mit dem Entzug von Genesis zum Erliegen gekommen.

22. Oktober 1905

Verdammt sei mir meine Wissenschaft! Ich könnte mich erhängen, denn was geschehen ist, das ist nicht zu begreifen. Subjekt Eins wurde heute Morgen am Hals hängend aufgefunden. Hätte ich bloss diese Tat Vortags schon sehen können, denn offenbarte er mir in der gestrigen Sprechstunde, dass er seine Last in diesen Wänden nicht mehr tragen könne, dass er lieber auf der ihm vorhergesehen Todesbank mit erhobener Blicke in der Blüte seines Lebens hätte sterben wollen als in meinem Labor den Niedergang seines eigenen Leibes zu erfahren.

23. Oktober 1905

Das Unglück verfolgt mich weiter. Nach der gestrigen Tragödie erneut eine. Den rechten Arm aufgeschlitzt, in der erstarrten Linken eine Notiz umklammernd fand man heute Nummer zwei in seinem Bett. Auf der Notiz schrieb er, dass sein Leben zu wertvoll sei um es dem Menschen Seelenheil zu verkaufen.

24. Oktober 1905

Ich möchte sterben, wenn mir mein liebes Leben nicht zu wertvoll wäre! Den Beschluss, die Verabreichung von Genesis den Verbliebenen wieder einzusetzen ist die einzige Möglichkeit das Experiment noch zu retten. Das grausige Bild, welches mir heute zu Gesicht kam, ich kann es kaum aussprechen! Der Dritte lag morgens gekrümmt in einer grossen Blutlache mitten auf dem Boden seiner Zelle. Er hat sich selbst entmannt und gewiss unter tiefsten Todesqualen schrieb er mit seinem eigenen Blut in grossen Lettern an die Wand: "Wenn nicht sie, dann niemand!" Ich bin am Ende mit meiner Wissenschaft, was bleibt mir noch?

25. Oktober 1905

Kein Bild des Todes erwartete mich heute Morgen in den Zellen. Doch der Tag war noch nicht zu Ende – es kam, wie es kommen musste. Den Vierten überfiel erneut ein Wutanfall. Dieses Mal aber waren seine Dämonen derart unerträglich, dass er vor Schmerzen ausgelöst durch seine Wut schrie. Jene Schreie machten ihn noch rasender und so fiel er in eine Spirale des erregten Zornes, dass er plötzlich in die Knie fiel und schliesslich an einer Herzattacke verstarb.

26. Oktober 1905

Mein Lebenswerk ist dem Ende geweiht. Eine mir nicht bekannte Macht scheint die Todesstrafe eins nach dem anderen schliesslich doch noch zu vollstrecken. Am heutigen Abendessen übergang sie den fünften. Hätte ich doch bloss heute keinen Fisch kochen lassen!

Da liegt er nun, mit blau angelaufenem Antlitz, die Augen stachen heraus – er litt, das sah man ihm an. Eine Fischgräte liess ihn kläglich ersticken – nicht am Strick erdrosselte sein Hals wie er wünschte, nein, die letzte Henkersmahlzeit raffte ihn dahin.

27. Oktober 1905

Mein Experiment lasse ich vom Schicksal leiten, oder leitet es eher mich? Dem Tod entkommt keine lebende Seele. Allmächtig bin ich nicht, auch ich kann sie nicht vor dem Tode erretten. Auch der sechste wurde heute in seiner Zelle Tod aufgefunden. Warum? Ich kann es nicht sagen, doch vermute ich schlichtweg nur, dass er seinen Kollegen folgen wollte, dass er nicht der einzig Verbliebene sein wollte, der unter meinem Handeln leiden müsste.

28. Oktober 1905

Möge mich die Gnade bewahren! Das Experiment liegt in Trümmern, Feuer und Schwefel sind niedergefallen auf dieses Labor – Sodom und Gomorra!

Der letzte der sieben, er hat diesen Tag schliesslich auch nicht durchgestanden, doch war sein Tod ein denkwürdiger. Friedlich ist er eingeschlafen in seinem Bett, meine Hand umklammernd. Der Lebenshauch der letzten meiner sieben Lämmer, geopfert für die Wissenschaft, ist aus seiner sterblichen Hülle entgangen. Die letzten Tage verbrachte er alleine in seiner Zelle, in innigem Sinnieren. Weder ass er, noch trank er, weder schlief er, noch wachte er. Nur noch eine sterbende Hülle war er, ein undichtes Gefäss für seinen Geiste. So besuchte ich ihn am heutigen Tag, voll der Angst, mir würde erneut ein grausiges Bild zur Schau gestellt werden. Ich hoffte mit ihm zu sprechen, denn war er mein letztes Ein und Alles, welches ich von diesem - wie ich vor einem Monat gesagt hätte - glorreichen Ansinnen, welches ich mir aus Genesis erhofft hätte, hatte.

Er blickte mich mit leeren Augen an, er atmete schwach, ich wusste, er lag im Sterben. Er deutete mir, dass ich näher an seinen Mund kommen sollte, um mir etwas zu sagen. Mit bebender, fast schon quälender Stimme, mit all seiner letzten Lebenskraft sprach er jene Worte die hier geschrieben stehen "Kennen Sie die Offenbarung? 19:20." Mit diesem Satz wich seine Lebenskraft, der siebte, der letzte ist gestorben.

Wehe, wehe jenen Lastern.

Maledict die Seel befleckt das Herz.

König, Herr der Sünde, gleite hoch.

Thron der Schlange, Chöre singen.

Wehe, wehe jenen Lastern.

Flieh, dem Träger aller Lichter.

2. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Veronika Menath, 3B

Die Träne einer Muschel

Marcel Reich-Ranicki vermerkte einst: „Die Literatur kennt nur zwei Themen: die Liebe und den Tod.“ Dieser Maxime folgt auch Veronika Menath mit ihrer Kurzgeschichte ‚Die Träne einer Muschel‘. ‚Eros‘ und ‚Thanatos‘, die Grundpfeiler der menschlichen Existenz, bilden die Basis eines Motivnetzes, das, kunstvoll verwebt, Menaths gesamten Text durchzieht. Der „Ozean“, das Urelement Wasser, verbunden mit der Farbe „blau“, und die „Muschel“ sind allesamt Metaphern, die für den Ursprung des Lebens stehen.

Die Autorin folgt damit einer langen Tradition in der Kunst und Literatur, vom Johannesevangelium und der Offenbarung über Botticellis *Geburt der Venus* bis zu T.S. Eliots ‚The Waste Land‘. Diesen Symbolen des Lebens gegenüber steht der „Sand“ als wertlose, tote Materie. Dennoch ist dieser keineswegs bedeutungslos, bringt er doch die „Perle“ hervor – die Venus in Menaths Text –, die als zentrale Metapher der Kurzgeschichte für die Liebe, aber auch für das Wertvolle und Schöne steht.

Doch wie Emilia Galotti ist sich auch die Erzählerin bewusst, dass ‚Perlen Tränen bedeuten‘ und verdeutlicht, dass Leiden untrennbarer Bestandteil des menschlichen Daseins ist. Durch eine erzähltechnisch geschickte Dehnung gibt die Autorin der Protagonistin Raum für Reflexionen und Rückblicke, die ihrer Verzweiflung Ausdruck verleihen. Besonders ausgeprägt ist die Zeitdehnung am Schluss des Countdowns zur Klippe bei „0 Meter“, dem Moment des Todes, als die Zeit stillsteht. Hier findet sich der Höhepunkt der Erzählung: Aus „dunkel“ wird „hell“ und die Verzweiflung weicht der Euphorie. Dieser Wandel kulminiert im durchgängigen Motiv des ‚Weinens‘, das den Text umrahmt: zu Beginn als Verweigerung und am Schluss als erlösende Katharsis.

Durch dieses ausgeklügelte Metaphernnetz, rhetorische Stilmittel wie Parallelismus, Anapher und Epipher, abwechselnde Para- und Hypotaxe und eine erzähltechnisch raffinierte Dehnung erhält Menaths Text eine besondere literarische Qualität, die eine Auszeichnung verdient.

Roger Meyenberg

Die Träne einer Muschel

Noch 300 Meter

„Ich weine nicht!“

Vor mir der Ozean ist tiefblau, ein Meer voller Tränen, doch keine von mir.

„Ich weine nicht!“

Wer weint, ist schwach. Ich habe mir vorgenommen, stark zu sein. Es hat keinen Sinn mehr, sich etwas vorzuspielen und mit den Tränen vergessen zu wollen.

„Ich habe keine Angst!“

Der Ozean kommt immer näher, ich werde immer schneller. Aber ich habe keine Angst. Ich habe mir ja auch geschworen stark zu sein. Wer Angst hat, ist schwach.

Noch 250 Meter

Wenn ich den Ozean sehe, erinnere ich mich an mein erstes Mal als Kind an einem Strand. Ich sah die vielen Muscheln und war fasziniert. Ich wollte wissen, warum etwas so Wertvolles einfach nur dalag und keiner es mitnahm. Waren die Erwachsenen alle blind? Ich hob also eine Muschel auf, dachte, bei so einer schönen Hülle müsste etwas Wunderbares darin versteckt sein. In der Muschel war Sand. Nur Sand. Ich habe noch viele weitere Muscheln aufgehoben. Ich habe noch viel mehr Sand gefunden.

Wenn man nichts anderes mehr hat, erscheint jedes Sandkorn wertvoll. In meinem Leben gibt es nicht einmal Sand. Mein Leben ist eine leere Muschel. Dabei hatte ich so auf eine Perle gehofft.

Noch 200 Meter

Der Ozean ist zum Greifen nah. Ich bin fast da. Ein Wunder, wie lang fünfzig Meter sein können. Das Auto dreht sich. Ich werde gleich eintauchen.

Als Kind wollte ich immer alles wissen. Warum das Meer blau ist. Warum manche Äpfel kleiner sind als andere. Warum nicht alle Tiere ein Fell haben. Und wieso Greifvögel beim Sturzflug fast nie den Boden rammen. Meine Mutter meinte, das wäre von Natur aus so. Der Greifvogel weiss, wann er aufhören soll, sich fallen zu lassen. Als ich fragte, woher er das denn wisse, antwortete sie: „von Gott“. Ich verstand nicht, warum manche Greifvögel trotzdem abstürzten. Und warum Gott sie nicht einfach auffangen konnte. Jetzt verstehe ich es besser.

Noch 150 Meter

Gleich ist es vorbei. Gleich hört es auf. Ich hätte so viel noch machen wollen. Ich will, dass es vorbei ist. Und ich will, dass es weitergeht. Ich weiss nicht, was ich will.

Mit elf lernte ich zum ersten Mal, dass es nichts nützt, zu hoffen. Der Aufprall kommt viel härter, wenn man geglaubt hat, dass man aufgefangen wird. Das lernte ich bei der Beerdigung meiner Eltern.

Noch 100 Meter

Hätte ich die Chance meine Perle zu finden, wenn ich jetzt nicht hier wäre? Ich glaube nicht. Ich glaube nichts!

Ohne Eltern aufzuwachsen war nicht leicht. Keiner antwortete auf die Fragen, die doch so wichtig gewesen sind. Wo meine Eltern jetzt sind. Ob sie mich hören können. Ob sie mich sehen können. Ob ich sie sehen und hören kann. Und warum Gott sie nicht einfach aufgefangen hat. Warum sie tot sind. Warum ich allein gelassen wurde.

Noch 50 Meter

Wenn ich ein Greifvogel wäre, würde ich meinen Sturz einfach stoppen und losfliegen. Weg von allem, was ich nicht sehen möchte. Weg von meinem Leben. Ganz weit weg. An einem Ort, wo in jeder Muschel eine Perle existiert. Wo ich bestimmen kann, was mit den Perlen passiert. Wo ich unabhängig von Gott bin.

Mit achtzehn begann ich mich für Perlentaucher zu interessieren. Für Leute, die selbst aus etwas Unscheinbarem etwas Wunderschönes zaubern können. Die sich gegen die Gesetze des Lebens auflehnen. Die sich gegen alles Normale stellen und mehr als nur eine Perle im Leben finden.

Noch 20 Meter

Ich frage mich, ob es wirklich eine Lüge ist, dass Gott einen auffängt. Ich hoffe, er fängt mich.

Mit 20 tauchte ich zum ersten Mal nach Perlen. Ich fand einige. Ich war nicht glücklich. Ich war einsam. So wie die Perlen ohne die Muscheln.

Noch 10 Meter

Es gibt niemanden, der mich vermissen wird. Ich bin seit Jahren allein. Eine Muschel ohne Perle.

Mit 22 entschied ich mich, einfach davonzufahren. Ohne Ziel. Nur weg. Mein Wagen kam an einer 300 Meter hohen Klippe von der Strasse ab. Das war vor wenigen Minuten.

0 Meter

Alles wird dunkel, dann plötzlich hell, ich sehe eine Muschel vor mir, sie ist leer. Nein, doch nicht, bei genauerem Hinsehen sehe ich eine Perle, die immer grösser wird. Mit meinem Gesicht darauf. Und sie wächst, weil meine Eltern sie ganz festhalten. Sie wächst durch Liebe. Wie kann das sein? Wo ich all die Jahre meine Eltern so sehr vermisst habe, wo ich allen Kontakt zu anderen Menschen abgebrochen habe, um trauern zu können. Da sehe ich Gott. Ich kann den Plan dahinter erkennen, nur leider zu spät. Ich wünsche mir nichts sehnlicher als weiterzuleben und meine Perle zu suchen. Da sehe ich, dass meine Eltern lächeln, dass Gott mich liebevoll ansieht. Er ist also nicht böse auf mich. Ich gehe strahlend auf meine Eltern zu. Doch diese schütteln den Kopf. Da begreife ich. Jeder hat eine zweite Chance. Ich sehe sie noch einmal an, präge mir ihre Gesichter ein. Ich sehe, wie Gott mich liebevoll anlächelt, stolz auf mich und meine Entscheidung. Ich spüre, wie ich von Liebe erfüllt werde. Wie sich die Gewissheit in mir breitmacht, dass manche Perlen einfach langsamer wachsen als andere. Dass ich meine Perle gefunden habe. Ich schliesse die Augen, fühle mich ganz leicht, so glücklich wie noch nie. Und es wird wieder schwarz.

Unendlich viele Meter

Auf die Frage der Krankenschwester, wie es mir gehe, antworte ich: „Gut!“. Sie ist überrascht, wie viele sagen ihr das wohl, nach einem Sturz von über 300 Metern. Ich bin kaum verletzt. Ich fühle mich gesünder als vor dem Sturz. Als die Krankenschwester mir ein Taschentuch reicht, merke ich etwas.

„Ich weine!“

3. Preis

Kategorie B (2. und 3. Klassen)

Matteo Werlen, 3A

Unheil der Tiefen

Schiffbruch

Matteo Werlen zeichnet die letzte Fahrt der als unzerstörbar gegoltenen RMS Lusitania nach. Ein Symbol der englischen Hegemoniestellung zur See. Technik und Besatzung greifen zahnradartig ineinander und schaffen ein Werkzeug des Schutzes und der Zerstörung. Ihre Schicksale sind unzertrennlich verbunden. Karl Kraus beschreibt diese Beziehung folgendermassen, „die Entwicklung der Technik ist bei der Wehrlosigkeit vor der Technik angelangt.“ Dieses Ausgeliefertsein ist mannigfaltig. Des Schiffes schiere Grösse und Komplexität überfordern die menschlichen Sinne und unseren Verstand und verunmöglichen es unserem Bewusstsein, dieses Objekt als solches zu erfassen. Die genauen Beschreibungsversuche des Erzählers lassen dieses Scheitern noch akuter erscheinen und führen dazu, dass die Grenzen zwischen Objekt und Subjekt verfließen. Fast schon dem menschlichen Körper ähnlich erscheint der kalte Metallkoloss. Im Kontrast dazu werden dessen dem Untergang geweihten Soldaten zu reinen Kollateralschäden degradiert. Einzig das subjektive Erleben des Protagonisten führt uns den Schrecken des Krieges schonungslos vor Augen. Doch selbst diese Gräueltaten zeigen sich seit dem Ersten Weltkrieg mit einer neuen entmenschlichten Fratze. Denn „der Krieg ist in wachsendem Umfang kein Kampf mehr, sondern ein Ausrotten durch Technik.“ (Karl Jaspers) Ähnlich unkenntlich ist dieser und wie die RMS Lusitania können wir beim Versuch diese zu verstehen nur Schiffbruch erleiden.

Philipp Eyer

Unheil der Tiefen

Die Weltmeere waren erstarrt, denn es hatte ein Zeitalter der Jagd begonnen. In den Tiefen lauerten die Räuber, an der Oberfläche dominierte die Stille. Die einfache Beute hatte sich, wohlwissend welcher Gefahr sie sich bei Aufbruch in maritimen Breiten aussetzen würde, an den Küsten und Häfen angehäuft. Die wenigen noch beauftragten Einheiten verkehrten in unmittelbarer Nähe der schonenden Ufer und Strände. Folglich stand die in Zeiten des Friedens so stark befahrene Handelsroute über den Atlantik still.

Die Überquerung dieses Ozeans konnte jedoch nicht komplett eingestellt werden, sie musste, so gefährlich die Gebiete sich auch zeigen mochten, zumindest teilweise bestehen. So entschied man sich, die schnellsten, effektivsten und modernsten Geschöpfe auf den fundamentalen Achsen weiterhin zu betreiben. Diese Wesen glitten übers Meer wie die Vögel am Äther. Sie spalteten die steilsten Wogen wie die Schnuppen den Himmelsbogen. Und sie trugen mit sich alle Hoffnung, in Zeiten ärgster Verzweiflung. Eines dieser Wesen, ein schwarz-weißer Seevogel, übertraf in vielerlei Hinsicht seine titanischen Zeitgenossen. Wie sie war es seiner Epoche vorausgeeilt, indem der Drang zum Novum die Feder seines Schöpfers geleitet hatte. Doch im Gegenteil zu den meisten, hatte man bei diesem Werk eine die Vollkommenheit effleurierende Leistung erzielt. Ein Erfolg, der nicht dem Zufall, sondern bestimmten Charakteristika zugrunde lag: Dank extravaganter Rapidität, sagenhafte 26.7 Knoten, was 49 km/h entspricht, hatte man vermocht, Geschwindigkeitsrekorde aufzustellen, die zuvor als bloße Utopie gegolten hatten. Durch des Rumpfes irrationalen Gigantismus, immense 240 Metern Länge, hatte man ferner die Grenzen menschlicher Vorstellungskraft überschritten und drang teils schon in Welten der Fiktion hinein. Obendrein hatte man gekonnt Innovation mit Erfahrungen voriger Riesen zusammengeworfen, um eine makellose Sicherheitsvorkehrung auszuarbeiten, die den Gewalten der See mit Beharrlichkeit trotzen würde.

Diesem Geschöpf konnte nichts und niemand etwas anhaben, es bestand unbeirrt, unerschütterlich, unsterblich. Den Gegner, der auf es verbitterte Jagd machte, betrachteten die Betreiber als bloße Lappalie: Schliesslich zählte ihre Konstruktion zu den stärksten, schnellsten und sichersten Schöpfungen, die je das Tageslicht erblickt hatten. Kein anderes Wesen auf Erden vermochte, ihr als ebenbürtiger Opponent gegenüberzutreten. Unsterblichkeit hatte nicht erkämpft werden müssen, sie hatte sich von Geburt an, allein durch des Seevogels Gegenwärtigkeit, als Tatsache etabliert.

Der Himmel dämmerte grau, die See wirrte beschwingt und ein einsamer Meeresvogel streifte geschwind durch die Trübe des Nebels. Verdichtete sich der Dunst, so verschwand der Abriss wie aufgelöst hinter den verschleiernnden Vorhang. Verflohen die Wolken jedoch, so ragten erst die gewaltigen, riesenhaften Ornamente, welche das Tier mit Pracht schmückten, hervor: Schornsteine. Vier pechschwarze Schornsteine, die sich wie Wolkenkratzer bis hoch in den Himmel erhoben. Fielen dann feinste Sonnenstrahlen auf das blasse Federkleid, so blühten die sich am Horizont abirrenden Promenaden- und Sonnendecks auf, ähnlich wie frischgefallener Schnee bei Tagesanbruch. Entschleierte sich letztendlich auch das Gewässer, so spiegelte sich der düstere Schein der tiefschwarzen Flanken auf den brechenden Wellen wider. Dieses Wesen, dieses Monster, dieses Ungeheuer des Atlantiks trat im grellen

Tageslicht als stolzer, urgewaltiger Überseedampfer auf, den die Welt als RMS Lusitania kannte. Hinter dem einschüchternden Aussehen verbarg sich ein von Luxus, Übermass und Ruhm durchdrungener Seepalast. Diesen adeligen Charakter hatte die Lusitania aus Kriegszwecken aber alsbald aufgeben müssen; ihrer Nation, England, zu dienen, hatte sich in den ungünstigen Zeiten des Ersten Weltkrieges als Priorität bekundet. Umfassend umstrukturiert amtierte sie demzufolge mit Bravour als zuverlässige Brücke für Flüchtende zwischen England und den Vereinigten Staaten. Der Wert ihres Dienstes hatte sich früh bestätigt: Keine Passage verlief leer, jede Überquerung beförderte die maximale Anzahl an Passagieren.

Nach dem offensichtlichen Sukzess ihres jungen militärischen Einsatzes war die Angst um das Bestehen der Lusitania allmählich verfliegen. Sie würde von den Jägern, so listenreich sie auch handeln mochten, niemals ergriffen werden.

Wie zuvor angedeutet, durchquerte der Ozeandampfer gerade einen dichten Nebel, der sich vor der englischen Küste ins Unendliche hinauszuziehen schien. Um selbst in solcher Obskurität sicher navigieren zu können, hatte man die Reisegeschwindigkeit deutlich reduzieren müssen; das Risiko einer Kollision sollte geringgehalten werden. Durch diese Entscheidung entfachte sich aber eine andere, gleichwohl gravierende Gefahr: Der Feind, indes sich das Schiff so langsam fortbewegte, war nun dazu fähig, es einzuholen. Hektisch durcheilten Kapitän und Offiziere die Brücke, um mögliche Bedrohungen früh als solche zu erfassen. Inmitten des Gewimmels, als niederer Offizier, stand ich und blickte zum leeren Horizont hinaus. Meer und Himmel waren ineinander verschmolzen und liessen sich voneinander nicht mehr unterscheiden. Die schwachen Wellen, die sanft gegen die Stahlhülle des Dampfers stiessen, brachten ihn taktvoll ins Schwingen. Und die warme Tasse Tee, die ich in meinen Händen hielt, drohte bei jeder Oszillation überzulaufen. Mein Herz pochte geschwind: Dies war das erste Mal, dass wir in einen solch finsternen Nebel gerieten; das erste Mal, dass man über die Höchstleistungen der Maschinen nicht gebieten konnte; das erste Mal, dass sich das elitäre Werk der Lusitania als technisch unterlegen zeigte.

Die Spannung liess sich, wohin ich auch schaute, von den Gesichtern meiner Gefährten ablesen. Mit Hast führte jeder seine Aufgabe durch, während die Stille der Unruhe schleichend die Brücke einnahm.

„Als führen wir bei Nacht“, sprach mich ein vertrauter Offizier an, nachdem er sich neben mir postiert hatte.

„...Eine Nacht ohne Mond.“

„Diese Geschwindigkeiten sind lächerlich, der Feind würde uns skrupellos beseitigen, wenn er uns aufspürte.“

„Wir können nur beten, dass er uns verschont.“

„Verschont? Wir blieben nicht verschont. Unser Widersacher kennt weder Gnade, noch Barmherzigkeit. Hätte er uns gesichtet, ruhten wir schon längst auf dem Meeresgrund. Eins steht fest: Noch bleibt die Lusitania unentdeckt.“

„Dann sollte dafür gesorgt werden, dass es so besteht“, schlussfolgerte ich, bevor ich mich abwandte und die Nock, eine laterale Ausbuchtung der Brücke, betrat. Draussen angekommen erreichte mich der rauschende Lärm der trommelnden Schiffsschrauben, der Geruch des Salzes überflutete meine Nase, und mein Blick verlor sich in der Eintönigkeit des

grauen Vorhangs. Doch da, ganz schwach zwischen den Schwaden aus Dunst, begann fahles Licht unverhofft durch die Wolkendecke zu stechen. Der Käfig aus Wolken, der uns eingesperrt gehalten hatte, löste sich Schritt für Schritt auf, bis sich eine radikal abgeänderte Landschaft vor uns aufführte. Dem Himmel wurde sein Blau rückerstattet, dem Wasser sein Schimmer. Der Weg war schliesslich frei zu befahren.

Als hätten meine Gedanken eine Stimme gehabt, ertönte im Inneren das Kommando, die Maschinen unverzüglich auf Hochtouren zu befördern. So erhob sich der Vogel nach friedsamem Segeln mit kräftigen Flügelschlägen von Neuem in die Lüfte. Wieder ergossen die Heizer unzählige Kohlenfuhren ins gierige Feuer der Öfen. Wieder entfalteten die vier Turbinen ihr gesamtes Leistungsvermögen und übertrugen es den wirbelnden Schiffsschrauben. Wieder schnitt der majestätische Dampfer mit uneingeschränkter Wucht durch die Wogen.

Darauf bekam ich den Befehl, in den vordersten Heizraum hinabzusteigen: Die Beschleunigung der Turbinen erfolgte nicht wie erwünscht. Ich machte mich unverzüglich auf den Weg. Gang nach Gang, Treppe nach Treppe drang ich immer tiefer ins Schiffsinnere ein. Die Räume wurden immer dunkler, die Luft immer wärmer.

Sobald ich das unterste Deck betreten hatte, kamen mir die dumpfen Schläge der operierenden Mechanik zu Gehör, die in diesen breiten Räumen wie Donner zu widerhallen vermochten, derweil dichte Dampfschwaden überall in die Höhe empordrangen und in Form feinen Regens zu Boden rieselten. Allorts wimmelte es von beflissenen Heizern und Mechanikern, welche das launenhafte Werk des Antriebs gekonnt bedienten. Ich bahnte mir einen Weg durch die Menge und erreichte den Vorsteher:

„Wie verhält sich die Beschleunigung?“, sprach ich ihn an.

„Ganz in Ordnung, die Höchstgeschwindigkeit sollte in, sagen wir, zwei Dutzend Minuten erreicht werden.“

„Zwei Dutzend? Geht das nicht schneller?“

„Schneller? Seit wann haben sie's dort oben so eilig?“

„Geht es schneller? So lautet meine Frage.“

„Wenn wir das Material schonen und keine Risiken eingehen woll-“

„Seien Sie rücksichtslos; der Verwundbarkeit unseres Schiffes muss schleunigst ein Ende gesetzt werden.“

„In Ordnung, in Ordnung, wie Sie wollen.“

Ich wandte mich ab, meine Arbeit war getan. Ich näherte mich der Türe, griff nach der Klinke und versteinerte: Eine Explosion ertönte und durchdrang den Raum. Das daraus resultierende Beben durchzog das gesamte Schiff, vom Bug bis zum Heck, und liess es bis an der Spitze der Masten erzittern. Ich rührte mich nicht mehr, der ganze Raum hinter mir war erstarrt, und die fortwährende Aktivität war verstummt. In all der Ruhe kam ein leises Geflüster auf. Es entsprang aus dem Gang, den ich hatte betreten wollen, und verstärkte sich nach und nach zu einem monotonen Rauschen. Fragwürdig schaute ich in die Finsternis des Ganges und hoffte auf Erschliessung. Das Rauschen verwandelte sich schliesslich in einen Donner, der sich als zerstörerischer Schwall aus Wasser, Schutt und Kohle aus der Dunkelheit manifestierte. Ich schreckte zurück und ergriff unbeholfen den Hebel zur Abschottung des Abteils. Die Flut drang mit mächtigen Schlägen in die Halle, während die ausfahrende Trennwand mühevoll versuchte, der Gewalt des Einstroms zu trotzen. Der Strom, so unerschöpflich er aus der

Bresche quoll, riss mich mit und zerschlug mich an der gegenüberliegenden Trennwand. Heizer und Mechaniker ereilte ein ähnliches Schicksal, wie ich es, von der Strömung endlich befreit, beobachtete.

Entkräftet richtete ich mich in einem nun stillen Teich aus Salzwasser wieder auf. Die Abschottungen waren erfolgreich verriegelt worden, vorerst waren wir sicher. Noch zitternd sah ich mich um: Nicht alle waren wieder aufgestanden, der Grund war von Leichen gespickt. Und die Dichtungen, für so undurchlässig sie auch gehalten wurden, würden unter derartigem Druck baldigst nachgeben. Wir mussten hier weg. So watete ich durch den qualmenden Raum, bis ich einer Leiter gewahr wurde. Ich erklomm sie bis zuoberst, dort aber verwehrte mir unglücklich eine verriegelte Luke den Ausgang. Mit aller Kraft stiess ich wiederholt gegen das Metall. Vergebens, denn es blieb unversehrt. Ich benötigte Werkzeug. Ein flüchtiger Blick nach unten versetzte mich dabei alsbald in Panik: Das Wasser war erheblich gestiegen, der Raum erheblich gesunken. Ich kletterte nach unten, tauchte ins eiskalte Wasser und nahm eine zur Befeurung konzipierte Schaufel zur Hand. Zurück zur Luke klemmte ich den Griff in der Vorrichtung ein und drückte die andere Extremität wie einen Hebel nach unten. Die Klappe wackelte und liess nach signifikanter Anstrengung endlich nach. Mit überzogener Freude stieg ich aus dem zulaufenden Loch heraus und zog daraufhin die weiteren Überlebenden zu mir hoch. Als der letzte den dem Tode geweihten Raum verlassen hatte, übergoss sich der wachsende See allmählich in das uns nun errungene Deck. Die Lusitania, unsinkbar, sank mit Besorgnis erregender Schnelligkeit.

Von allen Flüchtenden begleitet stürzte ich die Treppen bis aufs höchste Deck, das A-Deck, hinauf. Dort offenbarte sich uns ein Anblick des Entsetzens: Die Evakuierung hatte kaum begonnen. Ich zwängte mich durch die Menschenmasse hindurch und traf auf den Offizier, mit dem ich mich auf der Brücke gerade noch ausgetauscht hatte. Er bereitete ein Rettungsboot für die Wasserung vor.

„Sie haben's geschafft! Gott sei dank.“

„Ja, leider hatten dort unten nur die Wenigsten solcherart Glück.“

„Keiner wird es haben, wenn der Untergang so voranschreitet. Helfen Sie mir doch, die Kordeln dort drüben anzuspannen.“

Ich ergriff die Seile und exekutierte den Auftrag.

„Wie konnte es überhaupt dazu kommen? Eine Detonation im vordersten Lagerraum ist das Einzige, was ich zu vernehmen vermochte.“

„Die Explosion war das Werk eines Torpedos, die Verdammung hingegen, das war das Werk eines mit Schiesspulver gefüllten Lagerraums.“

„Ein Torpedo, in den Lagerraum? Wir fuhren zu langsam... und wurden punktgenau an der Achillesferse getroffen.“

„Leider, bedauernswert.“

„Wie viele Abteile sind beflutet?“

„Wie viele? Hm, zu viele.“

Mein Gesicht spannte sich an. Ich wiederholte:

„Zu... zu viele?“

„So viele, dass es in dreissig Minuten keine Lusitania mehr gibt... So viele sind's.“

Ich blickte durch die Menge: Männer, Frauen, Kinder, lauter unschuldige Menschen. Meine Zähne knirschten. Egal wie schnell die Evakuierung voranschreiten würde, nur wenige würden

das Schiff verlassen können. Ich schaute zum Offizier: Er war bereit. Wir liessen Passagiere aufs Boot und seilten es mit beherrschten Zügen ab. Derweil gab die sterbende Lusitania ein trostloses Abbild ihres eigentlichen Scheins wieder: Ihr Bug ertrank in den Tiefen des Blaus und erhob die vier schimmernden Schiffsschrauben hoch über die Oberfläche. Dies während der Körper bedrohlich nach Steuerbord kenterte und uns so die Flucht vereitelte. Mit aller übrigen Lebenskraft liessen wir ein zweites und abschliessend noch ein drittes Rettungsboot zu Wasser herab. Die Decks unter uns schwanden eines nach dem anderen unter der Scheibe des Ozeans. Das Schiff nahm nun eine solche Schlagseite nach Steuerbord an, dass wir gezwungen wurden, die Evakuierung einzustellen. Weitere Rettungsboote niederzulassen, wurde bei solcher Neigung unmöglich. Die Passagiere lehnten sich folglich gegen uns, Mannschaft und Offiziere, auf, denn offensichtlich wurde die Tatsache, dass es kein Entkommen mehr gab. Wir alle waren die Gefangenen eines einstürzenden Palasts. Mit vorgeschriebenem Professionalismus intendierten wir, die Menge von den unnützen Kähnen fernzuhalten. Vergeblich, denn nicht alle liessen sich abbringen. Übermütige Gesellen trieb es zur Revolte. Es brachen Schlägereien aus, Rettungsboote, manche leer, manche vollbesetzt, fielen über Bord, und Menschen, ungemein viele Menschen, erlitten den Tod. Ordnung, nein, gar ein Schimmer von Ordnung war nirgendwo mehr zu finden. Chaos hatte die Oberhand gewonnen und lenkte uneingeschränkt die Handlung der Schaubühne. Damit war jegliche Hoffnung auf Rettung endgültig im Sturm verstummt.

Vom Schiff ragte nur noch ein lamentabler Bruchteil oberhalb der Wellen hervor. Das Meer frass sich langsam in unser Deck ein. Die Menge drang es somit zum Heck, das immer noch hoch oben kulminierte. Dabei sprangen unzählige Seelen über Bord, in der Hoffnung, von einem der wenigen heilen Rettungsboote geborgen zu werden.

Meter für Meter verschlang das Gewässer die letzten Hauche der Lusitania. Schreie drangen allerorts empor, Tränen perlten auf jedem Gesicht, und Gebete wanden sich aus jedem Munde. Das Wasser rann plötzlich über den Fussboden und durchtränkte meine Kleider. In knapper Not schwang ich mich in ein noch aufgehängtes Rettungsboot und durchtrennte anhand eines Klappmessers die Stränge. Der Kahn fiel zu Wasser und wiegte sich auf den wallenden Fluten. Es klammerten sich alsbald dutzende Hände am Rand des Rumpfes und zogen ihn an sich. Mein Kahn wankte, bisweilen gar drohte er zu kentern. Dennoch: Wann auch immer ich in der Lage war, da hob ich die schweren, triefenden Körper an Bord. So mangelte es bald an Platz und ich musste widerwillig Ertrinkende zurückdrängen. Mit heftigen Ruderschlägen entfernte ich uns, Gerettete, vom See aus sterbenden Leibern. Noch lange Zeit hielt ich nach dem Offizier Ausschau; erblicken würde ich ihn indes nimmer wieder. In der Ferne diszernierte ich, wie die Schrauben der Lusitania erneut unter den Fluten verschwanden und die illustren Schornsteine sich den Wogen fügten.

Das Heck verabschiedete sich endgültig in einem Wirrsal brodelnder, schäumender See. Der hintere Mast hielt sich einen Augenblick länger aufrecht, bis schliesslich auch er in einem Klang der Demut zusammenbrach. Der Vogel war niedergestürzt, die Lusitania eine blosser Erinnerung. Mit trübsinniger Miene liess ich meinen Blick übers Schlachtfeld schweifen: Tausende rangen um ihr Leben, ertranken und versanken im Dunkeln. Lange noch hallten Schreie der Empörung, während allmählich eine Stille der Trauer sie übertrumpfte.

Unterdessen, wenige Seemeilen nördlicher, stach knapp unter der Oberfläche ein länglicher Schatten aus der See hervor: ein imposantes Unterseeboot. Dessen Herz barg einen düsteren Kommandoraum, in welchem ein aufgerichteter Mann geruhsam einen Tee schlürfte. Unversehens hallte eine Meldung durch den Flur. Der Mann senkte seinen Blick alsbald auf die Stoppuhr, die er aus seiner Tasche hervorzog. Er presste einen Knopf, die Zeiger blieben stehen, und kalt murmelte er vor sich hin: „RMS Lusitania, Wahrzeichen Englands, innerhalb 18 Minuten gestürzt, knappen 18 Minuten... vermöge eines einzigen Torpedos. Vortrefflich!“ Auf seiner Mütze ein Wappen: das des deutschen Heeres.

1. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Vanessa Lowiner, 5C

mother tongue

„Ich kann die deutsche Sprache nicht leiden.“ Direkt, unverblümt, rau; in typisch deutscher Manier eröffnet uns das lyrische Ich in Vanessa Lowiners Text seine Meinung. Selbst für den Titel des Gedichts wurde die deutsche Sprache, nicht für zu leicht, sondern für zu schwer befunden.

Die Soziolinguistik lehrt uns, dass Werturteile über Sprachen eigentlich nur Werturteile über die Sprechenden sind. Hält das lyrische Ich das Deutsche für zu kantig, nahe und prosaisch, so meint es Brecht, Döblin und Schiller. Es lassen sich aber weit mehr als nur Sprachattitüden in diesem gelungenen Text herauslesen. So thematisiert *mother tongue* eine fundamentale Beziehung; unseren Zugang zur Welt durch die Erstsprache. Sie macht begreiflich, schafft Vertrauen und ermöglicht Verständnis. Durch sie wird aber auch gemassregelt, verletzt und enttäuscht.

Subtil schafft Vanessa Lowiner intertextuelle Bezüge. Verbirgt sich hier etwa der Vorwurf, dass Deutschsprachige grossartige Werke, wie Shakespeares *Hamlet* oder Arthur Rimbauds *Le Dormeur du Val*, gar nicht erst hervorbringen können? Nein. Das lyrische Ich wünscht sich eine Verklärung, Romantisierung und Erhabenheit, die eine Muttersprache nicht zulässt. Denn eine Sprache, die nicht mit Prosaischem, sondern ausschliesslich mit Poetischem besetzt ist, bietet Schutz vor der Wirklichkeit. Sie kann selbst Schicksale, die im frühzeitigen und qualvollen Tod enden, beschönigen.

Nicht ohne Grund überzeugte dieser Text eine Jury, die zur Hälfte aus Germanist*innen besteht. Herzliche Gratulation!

Barbara Schnidrig

mother tongue

Ich kann die deutsche Sprache nicht leiden.

Die Buchstaben sind zu kantig und die Wörter sind zu rau, und die Sätze zu lang. Brecht interessiert mich nicht, Döblin langweilt mich, Schiller missfällt mir.

Ich verliere mich lieber in Sprachen, welche mit ihrer Leichtigkeit jeden ach so ausgesetzten, kalten, toten Soldaten zu einem träumenden, dösenden Schläfer werden lassen.

Ich verliere mich lieber in Poesien, in welchen die sanften Klänge der Worte den inneren Zwiespalt, den Wahnsinn, die regelrechte Geisteskrankheit eines Königssohnes komplett ausblenden.

Denn die deutsche Sprache ist mir zu direkt. Zu nahe. Zu echt. Sie verzaubert nicht, sie weckt. Sie beruhigt nicht, sie alarmiert. Sie flüstert nicht, sie schreit.

2. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Sereina Balmer, 5E

Ketten

Zwei Sätze. Und der Leser ist mitten in der dunklen, depressiven Welt der Ich-Figur. Durch wuchtige und zugleich einfühlsame Bilder trifft die Autorin mit ihrem Text den Zeitgeist ins innerste Mark. Mit "Ketten" spiegelt sie unsere Gesellschaft, die zunehmend geprägt ist von persönlichen Identitätskrisen, Antidepressiva und Psychotherapien. Die Schuld gibt die Autorin in ihrem Text jedoch nicht den anderen, sondern der männlichen Ich-Figur, die zu spät erkennt, dass die eigene Angst vor Ablehnung und Verurteilung verantwortlich ist für den Weg in die soziale Isolation. Als Rezept gegen die belastenden Ketten der Einsamkeit, welche Körper und Geist zerstören, wählt die Ich-Figur die absolute Gleichgültigkeit, den totalen Egoismus, und scheitert damit am Ende der Geschichte in einem Meer von Tränen.

Die Gefühlswelt der Ich-Figur ist dermaßen eindrücklich beschrieben, dass sie aus dem Innersten der Autorin herausgeströmt sein muss. Ohne Zweifel bedarf es einer tiefen Lebenserfahrung, um solche Texte schreiben zu können. Und natürlich braucht es einen umfangreichen Wortschatz, damit solch wunderbare Bilder in den Köpfen der Leserschaft entstehen können. Die Autorin verfügt über beide Qualitäten und erschafft auf diese Weise einen starken Text. Die Gesellschaft messerscharf zu kritisieren, ohne dabei plump und oberflächlich zu wirken, ist eine schwierige Kunst. Der Autorin Sereina Balmer ist es mit ihrem Text "Ketten" gelungen. Gratulation!

Dominik Knubel

Ketten

Durch jede kleinste Bewegung musiziert mein kettenumschlungener Körper auf seine ganz eigene Art und Weise. Die durch die aufeinanderprallenden Ketten erzeugte Musik, meine Musik, ist aber nicht harmonisch, sondern schrill, laut und lästig. Anfangs, als nur zwei oder drei Ketten meinen Körper schmückten, richteten sich noch alle Augen auf mich und durchbohrten mich mit herablassenden und genervten Blicken. Ich wünschte mir die Unsichtbarkeit herbei, um meine Mitmenschen keinesfalls zu stören. Allerdings würde man das Klirren meiner Ketten trotz Unsichtbarkeit noch hören können, weswegen ich mir die Existenzlosigkeit herbeiwünschte. Mein Wunsch ging nur teilweise in Erfüllung. Bald nahm niemand mehr ausser mir meine Ketten wahr, ganz egal wie viele es wurden. Ja, es wurden, beziehungsweise werden, immer mehr. Meine Ketten häufen sich nach jeder misslungenen sozialen Interaktion. Ein kleines soziales Missgeschick reicht aus, damit mein Körper von einer neuen Kette umschlungen wird. Anfangs störten mich die Ketten kaum, doch mit jeder neuen Kette erschwerte sich mein Leben. Das zusätzliche Gewicht führt dazu, dass ich mich viel langsamer bewege. Es kommt mir so vor, als würde ich mich in Zeitlupe bewegen, während der Rest der Welt sich nicht meinem Tempo anpasst, sondern normal weitermacht. Diese Ketten rauben mir also wertvolle Lebenszeit. Als ich dies realisierte, war es schon zu spät. Meine Mitmenschen nahmen meine Ketten nicht mehr wahr und wenn doch, dann halfen sie mir nicht dabei, mich von den Ketten zu befreien. Dabei wäre ich auf die Hilfe anderer angewiesen, denn für einen einzelnen Menschen ist es unmöglich, seinen Körper von einem solchen Gewicht zu befreien. Und so lebte ich Tag für Tag mit meiner wachsenden Last. Irgendwann wickelten sich die Ketten um jeden meiner Zähne und verbanden diese so eng miteinander, dass ich meinen Mund nicht mehr öffnen und somit auch nicht mehr reden konnte. Durch das Fehlen der mündlichen Kommunikation häuften sich meine sozialen Missgeschicke. Sie wurden sogar noch schlimmer, da ich nicht mehr in der Lage war, mich zu entschuldigen oder mich zu bedanken.

Um das Entstehen neuer Ketten vorzubeugen, blieb ich zuhause und vermied jeglichen Kontakt mit der Aussenwelt. Durch das zusätzliche Gewicht gelang es mir allerdings nicht, Alltäglichem nachzugehen. Staubsaugen, das Geschirr spülen oder gar Zähne putzen wurde zu anstrengend und so legte ich mich tagelang in mein Bett, dessen Weichheit ich gar nicht mehr spürte. Ich spürte an meinem ganzen Körper nur noch die Ketten, welche sich mittlerweile sehr tief in meine Haut pressten. Der dadurch verursachte Schmerz blendet mein Körper vollständig aus und dafür bin ich sehr dankbar, denn der Schmerz war, als ich ihn noch gespürt habe, unerträglich.

Nun liege ich hier auf meinem Bett, gefesselt und beinahe erdrückt durch das Gewicht meiner Ketten. Jegliche körperliche Aktivität wurde ein Ding der Unmöglichkeit. Meine Muskeln sind mittlerweile zu schwach, um aufzustehen. Das Einzige, das mir noch bleibt, sind meine Gedanken. Also denke ich. Auch wenn das Denken oftmals mit Emotionen verbunden ist, fühle ich während meinen Denkvorgängen in letzter Zeit nichts mehr. Das ist ein Segen, denn mein altes, emotionengefülltes Ich würde aufgrund der aktuellen Situation in Selbstmitleid ertrinken. Die gegenwärtige Lage hätte mich vor ein paar Monaten noch vollkommen zerstört. Glücklicherweise habe ich in den letzten Monaten eine ziemliche Entwicklung durchlebt und

benehme mich endlich so, wie es von einem Mann in der heutigen Gesellschaft erwartet wird. Ich nehme die Situation mit absoluter Gleichgültigkeit hin. Es ist mir egal, dass mein Leben durch Ketten eingeschränkt wird. Eigentlich ist es doch ganz schön hier in meinem Bett so ganz ohne Stress und ohne soziale Situationen. Denn wenn man keinen sozialen Situationen ausgesetzt ist, kann man sich auch nicht vor anderen lächerlich machen oder seine Mitmenschen auf irgendeine Art und Weise belästigen. Aber wieso kümmern mich die Meinungen und Gefühle Fremder überhaupt? Ich schulde ihnen nichts. Ich kenne sie nicht und begegne ihnen wahrscheinlich sowieso nur einmal im Leben. Genau genommen müsste ich allen Menschen, denen ich jemals begegnet bin, sogar wütend sein, da sie mir nicht geholfen haben. Diejenigen, die mich schon kannten, bevor meine Ketten auftauchten, hätten mir auf meinem Lebensweg helfen müssen, indem sie mir mit Rat zur Seite stehen und merken, wenn es mir mal etwas schlechter geht. Sie hätten mich während schwierigen Phasen begleiten müssen. Sie hätten verhindern können, dass sich überhaupt Ketten auf meinem Körper bilden. Diejenigen, die mir im kettenbeschränkten Zustand begegnet sind, hätten mir dabei helfen müssen, mir die Ketten abzunehmen. Der Aufwand wäre für sie nicht allzu gross gewesen. Eine freundliche Geste hätte ausgereicht, um das Gewicht der Ketten etwas zu mindern. Dafür wäre ich schon sehr dankbar gewesen. Ein offenes Ohr und ein paar aufmunternde Worte hätten meine Ketten vollkommen zerstört. Aber ich kann meinen Mitmenschen die unterlassene Hilfeleistung nicht verübeln. Freundliche Gesten sind heutzutage nur Zeitverschwendung. Zeit ist Geld und wieso sollte man Geld verschwenden, indem man jemandem eine freundliche Geste erweist, ohne mit Sicherheit zu wissen, dass diese Geste auch einen Mehrwert für einen selbst hat? Ich kann meinen Mitmenschen also nicht böse sein und sie auch nicht für mein jetziges Dasein beschuldigen. Schliesslich tragen sie vielleicht eigene Ketten mit sich herum, die ich nicht wahrnehmen kann. Wenn man selbst durch Ketten eingeschränkt wird, kann man anderen nicht bei der Befreiung von ihren Ketten helfen, sondern muss sich erstmal um seine eigenen Ketten kümmern. Sonst könnte es geschehen, dass die Ketten des anderen auf einen selbst übertragen werden und man plötzlich auch mit der Last eines Fremden leben muss. Nein, ich bin niemandem wütend. Aber auch wenn ich es wollen würde, könnte ich gar niemandem wütend sein, da in mir nur Leere und Gleichgültigkeit herrscht.

Ich fühle emotional rein gar nichts mehr und bemerke trotzdem, wie plötzlich eine Träne über meine Wange kullert. Das ist schon lange nicht mehr vorgekommen. Eine weitere Träne kullert über meine Wange. Ich habe ganz vergessen, wie gut sich das Weinen anfühlt. Eine Welle negativer Emotionen durchströmt mich. Tausende Gedanken rasen durch meinen Kopf. Ich liess Fremde mein Leben bestimmen und sie wussten es nicht einmal. Ich traute mich aus Angst vor Ablehnung und Verurteilung nicht, mich zu sozialisieren. Als Konsequenz wuchs meine Angst immer weiter und so wurde es gleichzeitig immer unwahrscheinlicher, diese Angst zu überwinden. Wie konnte ich es bloss zulassen, dass die Situation so schlimm wurde? Hätte ich bloss versucht, die Ketten zu beseitigen, als es mir noch möglich gewesen ist! Oder spätestens als sie so schwer wurden, dass ich Mühe mit dem Reden gehabt habe aber wenigstens noch zum Reden in der Lage war. Hätte ich doch bloss jemanden um Hilfe gebeten! Jetzt ist es dafür zu spät und diese Erkenntnis macht mich frustriert, wütend und traurig. Aber ich fühle mich auch erleichtert, weil ich jetzt zumindest wieder überhaupt irgendetwas fühle.

Diese Erleichterung macht mich wiederum verwirrt, da ich als Mann nicht über die eigene Emotionalität erleichtert sein sollte. Während meines Gefühlschaos strömen weitere Tränen über mein Gesicht. Die Welle negativer Emotionen verwandelt sich allmählich in einen Tsunami, der langsam, aber sicher mein Zimmer flutet. Der Tränenpegel erreicht allmählich meine Bettkante. Ich sollte mit dem Weinen aufhören. Ich sollte dafür sorgen, dass der Pegel nicht weiter ansteigt, doch ich kann es nicht. Ich bin zu schwach. Diese Einsicht macht mich so traurig und verzweifelt, dass sich mein Weinen um ein Vielfaches verstärkt. Ich versuche gegen meine negativen Emotionen anzukämpfen, aber mache sie dadurch nur noch schlimmer, weil ich mich zur Bekämpfung negativer Emotionen mit ihnen auseinandersetzen muss. Dies erfordert viel Kraft, welche ich momentan einfach nicht habe.

Ich liege in meinem tränengefüllten Zimmer auf meiner Matratze, in welche mich meine Ketten weiterhin hineinpressen. Ich war in den letzten Monaten zu schwach, um mich von meinen Ketten zu befreien und daran hat sich auch nichts geändert. Es ist niemand da, der meine Zimmertür öffnen und meine Tränen abfließen lassen könnte. So liege ich nun also hier, umgeben von Tränen anstelle von Luft. Ich verspüre Gelassenheit und Panik zugleich. Zwar habe ich mich mehr oder weniger mit meinem bevorstehenden Tod abgefunden, doch ein Teil von mir kämpft weiter gegen die Situation an, obwohl es für mich keinen Ausweg mehr gibt. Ich will nicht sterben, ohne jemals etwas erreicht zu haben.

Ich ertrinke in meinen eigenen Tränen.

2. Preis

Kategorie C (4. und 5. Klassen, Passarelle Dubs)

Gabriela Jurkic, 5F

Hysterektomie

Wow! Was für ein Anfang. Die Autorin versteht es, die Leserschaft von Beginn an zu fesseln. Das Plädoyer behandelt vielschichtig die Misere namens Patriarchat, aus der wir immer noch keinen Ausweg gefunden haben. Ein Thema, das in einer modernen Gesellschaft längst nicht mehr Thema sein dürfte. Einige Männer mögen gähnen über die alte Leier. Aber weiterlesen tut mit Sicherheit jeder.

Die Verfasserin inspiriert die Leserschaft mit ihrem scharfsinnigen Denken über Schönheitsideale, Body Positivity und Prostitution. Sie kritisiert das alteingesessene patriarchale System und zeigt auf, wie dieses bis in die tiefsten Schichten unserer Wahrnehmung vordringt.

Als eine Auslegung der aktuellen Emanzipationsdebatte ist der Text äusserst informativ, geistreich und gespickt mit Fachwissen und Fachbegriffen, welche durchaus zum Nachschauen ermutigen. Ein so spannender, anregender und zuweilen durchaus zynischer Text liesse sich gerne öfters lesen. Die inhaltliche Fülle ist beeindruckend. Hier ist definitiv Fleisch am Knochen!

Die Autorin weckt das Interesse an der Emanzipationsdebatte generationenübergreifend: So verwendet sie Begriffe aus der Jugendsprache wie CAP, schildert kritisch gesellschaftliche Trends wie Body Positivity und bringt die Kontroversen der Emanzipation in Kürze auf den Punkt. Um diese Widersprüche zu verbildlichen, bedient sie sich gelungener Analogien, die der Leserschaft bestimmt ein Schmunzeln entlocken und die den Text nicht nur inhaltlich, sondern auch stilistisch bereichern. Durchaus reif und ohne mit dem Finger auf die Leserschaft, jedoch auf die Thematik zu zeigen, stellt die Autorin wichtige Fragen und hinterfragt diese wiederum. Ist Twerking ein aufreizender Tanzstil und somit einfach nur billig? Oder steht Twerking für die Befreiung der Sexualität? Oder kommt es darauf an, wer twerkt? Wir sehen, wir stecken tief drin im Schlamassel.

Der Schluss ist überraschend und abrupt. Die Autorin packt das Problem an der Wurzel: Der Text endet, wie er beginnt, mit der Entfernung der Gebärmutter, der sogenannten Hysterektomie, und hinterlässt seine Spuren - nicht nur auf dem Operationstisch.

Stefanie Ammann

Hysterektomie

Brüste, Ärsche und nackte Haut. Alles zentrale Elemente in den Musikvideos vieler Musikerinnen im 21. Jahrhundert. Lady Gaga wird dafür als der Inbegriff von Empowerment für Frauen geehrt, Nicki Minaj jedoch als „Hure“ bezeichnet. „Auf die Intention kommt es an und die letztere setzt sich nur für die Männer so in Szene. Schliesslich heisst es nicht um sonst ‚sex sells‘.“ Danke Robert für den geistreichen Input. Natürlich sollte sie sich durch ihr Twerken für die Emanzipation der Frauen einsetzen, was sonst. Doch wie siehts mit diesen emanzipierten Frauen aus? Wie sollen sie sich und ihre Sexualität denn überhaupt in einer patriarchalen und misogynen Welt ausleben, ohne den negativen Stereotypen in die Fänge zu geraten bzw. genau das zu tun, was die Männer von ihnen erwarten? Ich wette irgendein Robert oder ein Hans hätte auf diese doch so simple Frage auch eine Antwort parat, wie so immer, wenn es um das Geschlecht geht, dem sie nicht einmal angehören.

Wie oft hört man die Aussage „ich mache es nur, um mir selbst besser zu gefallen und nicht, damit mich Männer sexy finden“, wenn beispielsweise von Brustvergrösserungen die Rede ist. Doch kaum jemand stellt sich die Frage, wieso man überhaupt dem (von Männern für Frauen errichteten) Schönheitsideal entsprechen will? Wieso strebt man als Frau danach „sich selbst schöner und sexier“ zu finden? In der Jugendsprache würde man hierfür den Begriff CAP gebrauchen. Für die älteren Leser: CAP bedeutet Lüge. Es ist gelogen, dass man es „ausschliesslich für sich selbst macht“, wenn es immer noch Männer gibt, die Frauen, die auch nur ein klitzekleines Bisschen von ihrem sowieso schon unrealistischen Schönheitsideal abweichen, als hässlich bezeichnen. Man macht es auch nicht „für sich selbst“, wenn andere Frauen einander stets nach dem Äusseren beurteilen und die eigene Brustgrösse mit anderen vergleichen, um ihre eigenen Minderwertigkeitskomplexe, die sie dank dieser misogynen Schönheitsideale haben, zu besänftigen und „sich (wie bereits erwähnt) selbst schön zu finden“. Solche Frauen sind die Mitläufer des patriarchalen Systems. Man sollte es ihnen aber nicht übelnehmen. Wenn man nämlich keinen Weg hinaus aus der Misere findet, schliesst man sich ihr halt an.

Doch in den letzten Jahren gab es immer mehr Frauen, die an Stelle ihrer hängenden Brüste, Fettröllchen und Falten diese unrealistischen Schönheitsideale beseitigen wollten. „Body Positivity“ als Wundermittel. Obwohl der Kerngedanke, die körperlichen „Makel“ zu normalisieren und diese sogar bewusst schätzen zu lernen, kein schlechter Ansatz ist, ist dies in der Praxis deutlich missglückt. Body Positivity für Menschen – nein, für Frauen -, deren Schlüsselbeinknochen nicht deutlich hervorstechen. Body Positivity für Frauen, mit sogenannten „Hipdips“ (kleine Dellen seitlich der Hüften). Body Positivity für Frauen mit grossen Händen. Body Positivity für Frauen, deren Oberschenkel einander berühren. Body Positivity für Frauen mit runden Schultern. Body Positivity über ein bestimmtes körperliches Merkmal zu betreiben, impliziert jedoch klar, dass dieses Körperteil davor als nicht schön genug wahrgenommen worden ist. Man betreibt keine Body Positivity über körperliche Aspekte, die von der Gesellschaft bereits als normal oder sogar schön angesehen werden. Anstatt wahre Wertschätzung für den eigenen Körper zu schaffen, hat dieser Trend ironischerweise das genaue Gegenteil bewirkt: Auf einmal fragen sich 15-jährige Mädchen, was denn falsch an ihren Schultern, Haaren, Ohren, Lippen, Hüften, Füßen, Knien, Beinen und

Zähnen ist, die sie ihr ganzes Leben lang bis dahin als völlig normal angesehen haben. Body Positivity ist nichts weiter als ein zweischneidiges Kompliment.

Prostitution ist ebenfalls eine kontroverse Methode, durch die einige privilegierte Frauen ihre Freiheit der eigenen Sexualität zum Ausdruck bringen möchten. Natürlich beziehe ich mich hier nicht auf Zwangsprostitution, sondern ausschliesslich auf jene Frauen, die von sich aus bewusst entscheiden Prostitution oder Pornografie zu ihrem Beruf zu machen. Liberale Feministen sehen dies durchaus als eine Form der Emanzipation der Frau, da diese freiwillig ihre Sexualität offenlege und dies trotz all der Vorurteile. In der Tat hat sich in den letzten Jahren eine gewisse Antistigmatisierung der Frauen in dieser Branche etabliert. Phrasen wie „Nichts gegen die, die diesen Beruf ausüben, aber die Arbeitsbedingungen sind katastrophal“ zeugen von einer gewissen Solidarität zu diesen Frauen. Wenigen fällt jedoch auf, wie abwertend diese Aussage tatsächlich ist, auch wenn dies unbeabsichtigt geschieht. Bei keinem anderen Berufsfeld muss man beteuern, dass sich die Kritik an den Arbeitsbedingungen nicht ebenfalls gegen das Individuum richtet, welches diese Arbeit ausführt. „Nichts gegen Minenarbeiter, aber die Arbeitsbedingungen in den Kohleminen sind katastrophal.“ ist ein Satz, den wahrscheinlich noch nie jemand formuliert hat. Wieso sollte man auch etwas gegen Minenarbeiter vorzubringen haben, obwohl Minenarbeiter doch ebenfalls ihren Körper verkaufen? Dass bei Prostituierten jedoch bewusst erwähnt werden muss, dass man sie als Individuum für ihre Arbeit nicht verurteilt, zeigt auf, dass dieser Beruf offensichtlich nicht zur Emanzipation beiträgt, sondern die Frau erniedrigt. Würde dieser Beruf wie jeder andere Beruf angesehen werden, könnte man die Arbeiterin von der Arbeit trennen. Doch das wird er in der Gesellschaft nicht und dies zurecht, denn Prostitution ist Missbrauch. Jungfrauen und junge Frauen sind die beliebteste Ware auf dem Markt, was bei keinem anderen Beruf der Fall ist. Man möchte schliesslich auch nicht mit einem jungen Piloten, der zum allerersten Mal abhebt, im Flieger sitzen. Alle, die somit Prostitution und Pornographie als Emanzipation ansehen, sind ihr Leben lang genau derselben patriarchalen und frauenfeindlichen Gehirnwäsche unterzogen worden, wie jene, die sich ohne Zögern allen Schönheitsidealen beugen. Wie beim Stockholm-Syndrom reden sie sich unbewusst dieses schreckliche System schön, da sie schlichtweg keinen anderen Ausweg sehen.

Was bleibt einer Frau also noch übrig, ausser diesen doch so natürlichen und fundamentalen Trieb komplett aus ihrem Inneren zu verbannen, als würde man tiefe Wurzeln aus der Erde ziehen, und zu akzeptieren, dass man von der Aussenwelt nun stets als hässlich und weniger wertvoll betrachtet werden wird?

Ich liege nackt und hässlich auf dem Operationstisch. Reisst mir meine Gebärmutter raus, ich möchte sie nicht mehr!